Hofrath v. Eckartshausen's

Schriften.

Erster Band.

Erzählungen

zum Vergnügen und zur Seelenbildung.

I. Theil.

Enthält:

Die Gesellschaft.
Die Gottheit lohnet stets die Tugend.
Socrates und Alcibiades.
Hans, eine Erzählung.
Herwing und Lindenholm,
Karl von Lindenberg, eine Erzählung.

Anna Rainhard

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler.

La (b) 211-1/2
068351968
Staatl. Bibliothek Passau
1998/411

Erzählungen

zum

Vergnügen und zur Seelenbildung.

Erster Theil.

Die Gesellschaft.

Ein Gedanke, als es am Morgen graute.

Du Künstler deiner eignen Qualen,
armer Sterblicher! — deine Seligkeit
hängt an den Ketten der Liebe,
die die Gesellschaft von Menschen bildet.
Ach! Elender! warum suchest du
diese Ketten zu zerreißen,
und beschuldigst sie aus Eigensinn
deiner ungerechten Seele,
daß sie die Menschheit lasten?
Ach! wie bedaurenswerth ist der Irrthum,
der dich täuschet!
Wisse, Elender! — du eilest selbst
in dein Verderben! —
Mißkennest du denn die Macht dieser Bande?
Durch sie werden Welttheile gefesselt,
und Himmelsstriche vereint. —
Vergebens trennt die Menschen
die unermeßliche Scheidewand des Meeres;

nichts ist mehr auf dem Ball der Erde,
das die Kette der Gesellschaft nicht verknüpfet.
Die ganze Welt ist nur mehr ein Land,
und die Folge dieser göttlichen Harmonie
macht jeden Aufenthaltsort zu meinem Vaterland,
und jeden Sterblichen zu meinem Freunde.
Heilige Bande! die ich verehre,
Göttinn der Gesellschaft! wo sind die Altäre,
die dir die Sterblichen bauen?
Schüchtern seh ich umher,
und mörderische Hände
strecken sich aus, deinen heiligen Tempel zu entweihen.
Schon die That des zweyten
der Gebornen
weißsagte die blutige Beleidigung
deiner Rechte.
O ihr — würdige Erben seiner grausamen Verbrechen!
ihr übertrefft die blutende That
des ersten Mörders.
Henker und Henkers Henker erfüllen die edlen
Gegenden der Natur,
sterbende Opfer sinken in blühenden Thälern
und die Lilien im Thale röthen sich
vom vergossenen Blut unsrer Brüder.
Da seh ich jene blutdürstenden Menschen,
denen der erste der Lügner
den Nahmen des Helden gab.
Diese Menschen, geboren um Brüder zu seyn,

senken den blitzenden Stahl
ins Bruderherz;
die Erde zittert bey dem Anblicke der Rasenden
und erbleicht unter dem Purpur
des rieselnden Blutes
ihrer sterbenden Bewohner.
Doch welcher gütige Schutzgeist
der zerstreuten Sterblichen
vereinte sie wieder in Hainen der Liebe? —
Gesittete Völker stehen auf,
und Menschen umarmen sich in der Gesellschaft;
glücklich eilt der Mensch von Alter zu Alter,
und genießet die Früchte ihrer Güter.
Aber wie beschämt, und verlassen
floh'st du wieder wie ein Vertriebener
von den glücklichen Gegenden,
Schutzgeist der Menschheit!
und Heil und Glück der Sterblichen
fliehet dir in langen Reihen nach.
O! von wie viel blutigen Schlachten
schaudert dein Blick zurück,
von wie viel Feinden
bist du umzingelt!
Immer geschäftig, dich zu verfolgen,
schwört der Mensch am Altare
des Eigennutzes.
Unbescheidenheit ist auf den Lippen von Hunderten,
und vereinet sich mit dem Ungeheuer des Verdachtes,

um die Menschheit zu trennen.
So treulos als furchtsam
versteckt sich die Schmähsucht im Winkel,
und tödtet mit unsichtbaren Dolchen.
Ach! fliehe — fliehe, fern dem Sterblichen,
der nur sich selbst zum Gegenstand seiner Liebe hat:
— Der, der nur sich selbst suchet,
kann der Menschheit nicht würdig seyn.
Fliehe den finstern Schwärmer,
der mit einer Keule die Hände der Gottheit rüstet,
die doch nur Liebe ist.
Die Wildheit, die ihn zu diesem Traum verleitet,
war nie eine Tugend;
denn sprich — wenn es Tugend ohne Bruderliebe gäbe,
welche Laster würdest du verdammen können?
— O! reiße den Lorber von der schuldigen Stirn
des stolzen Kriegers,
seiner Eroberung grausame Frucht,
und den zu glücklichen Preis, durch Menschenblut
erkaufter Laster!
Laß sie nur sich ihrer Thaten brüsten!
Einst wird ein Tag, im Tempel des Gedächtnisses
den Namen dieser Mörder verlöschen;
an ihre Stellen wird die Menschheit
dauerhaftere Namen schreiben,
Namen — der Liebe und des Friedens.
Der süße Name des Vaterlandes
tönt nicht mehr in unsern Hainen;

sie sind verschwunden, die glücklichen Zeiten,
seitdem das Gespenst des Kriegers
die Erde mit Menschenblut deckte,
und Könige sich zu Eroberungen schwangen
über den Haufen zerschmetterter Schädel
ihrer Bürger.
Kein Kodrus war in diesen Zeiten mehr
und Lisabone stürzten in Abgründe,
ohne daß unter dieser Menge der Geopferten
ein Curtius war.

O Natur! wie entheiligt man dich!
wie mißkennet man deine Gewalt!
wann wird dein heller Zuruf
den Menschen zu seinen Pflichten führen?
wann wird man, mit Feuer gezeichnet,
die Menschenpflicht im Herzen lesen,
geschrieben durch die Hand der Liebe? —
Ha! dann wird vergebens die kühne Thorheit es wagen,
diese geweihte Schrift zu verlöschen,
die die Liebe für Ewigkeiten schrieb.
Nicht Unabhängigkeit
soll der Stolz unsers Lebens seyn:
die Gottheit schuf uns
zum Wohl der Menschen, unsrer Brüder.
Der Tag meiner Geburt
gab schon dem Bruder Recht
auf meine Tage!
Mein Daseyn sicherte ihm Unterstützung zu,

mein Leben ist nicht mein. —
Ihr Fürsten pochet nicht auf eure Kronen!
Ihr tragt ja nur um eine Bürde mehr.
Gibt eure Pflicht nicht zu erkennen,
daß der Mensch nur für Menschen sey?
O könnte doch der kleinste Funke
der edelsten von allen Flammen
vom Liebesfeuer des Ewigen
in alle Menschenseelen fallen
und die erloschne Glut erwecken
zur Thätigkeit für Bruderwohl!
Ach! laßt uns doch die Wonne fühlen
und das Vergnügen, gut zu seyn! —

Die Gottheit lohnet stets die Tugend.

Adelaide war von guten Aeltern geboren. Die Edeln schonten keiner Mühe für das Wohl von Adelaidens Tagen zu wachen; sie gut zu erziehen, sie edel und empfindsam zu bilden, war ihre erste Bemühung.

Fünfzehn Frühlinge waren kaum für Adelaiden verflossen, als sich ihre Schönheit wie die Rose entwickelte: schon blickten Jünglinge neidisch auf sie hin, und jeder wünschte sich Adelaiden.

Schlank war des Mädchens Wuchs, Majestät war in ihrer Stellung, ihr Auge war Sanftmuth, Ver-

gnügen lächelte aus ihren Blicken, munter war ihr Umgang, und Eingezogenheit (die den Mädchen unsrer Zeit so wenig eigen ist) erhob die Reitze ihrer Schönheit.

Kein Jüngling war in der Gegend, in der sie lebte, der sich nicht Adelaiden wünschte. Wie Schmetterlinge die jungen Rosen im Sommermorgen umflattern, so war Adelaide von Anbethern umrungen.

Einer versprach sich Adelaidens Herz aus den Vortheilen seiner edlern Bildung; ein anderer dachte an ihre Eroberung, und deckte seine Seele mit der Maske des Gefühles.

Aber vergebens waren äußerliche Vorzüge, und Verstellung, die sich so leicht entdecken läßt.

Des Mädchens Auge war so scharfsichtig, und Adelaide wußte den Werth der Seele von der betrüglichen Außenhülle zu unterscheiden.

Vor ihrem durchdrigenden Blick entlarvte sich die Verstellung; sie lachte über die Schwärmerey ihrer Liebhaber, und die verschiedenen Rollen, die sie spielten, führten Adelaidens Seele, auf den traurigen Gedanken des Verderbnisses unsrer Sitten.

Adelaidens Gesinnungen unterstüzte ihre würdige Mutter, die den Mädchen helle Begriffe von dem Werth der Tugend beybrachte.

Wenn der Morgen am Horizont grauete, der Schatten dahin floh, und der Purpur der Morgenröthe die Ankunft der Sonne verkündigte, da, wenn die

Lerche dem Schöpfer ihr erstes Lied sang, da war Adelaide schon oft wach, und irrte unter Laubengängen von wildem Jasmin einsam herum, und ihr Herz sprach mit der Gottheit. —

Empfindsamen Seelen sind die Stunden der Einsamkeit heilig. — Da, wenn die Natur im Schlummer liegt, das Geschöpf mit dem Schöpfer allein ist, da ist die Stunde der Selbstprüfung — in dem Tempel der Ruhe ist der Wohnsitz der Weisheit, nicht im Gedränge der Welt, nicht am Hofe, nicht in dem lärmenden Tollhause der Philosophen.

Nur ein ruhiges Herz ist zur Weisheit empfänglich; — die Sonne spiegelt sich nicht im Bach, den der Regen trübet, oder den der Sturmwind in Fluthen thürmet — eine ruhige Quelle ist ihr Spiegel. Ueberzeugt von dieser Wahrheit, hing Adelaide oft den Gedanken süsser Schwermuth nach — ihr Herz schlug, eine Thräne floß aus ihrem Auge, als sie ausrief: »Ach! werde ich denn nie die Tugend ohne Verstellung sehen? Ach! wie viel Widersprüche finde ich nicht täglich unter der Sonne! wie viel Eitelkeit, wie viel Verstellung — wie viel falsche Freundschaft! — Die Ehrlichkeit ist den Boshaften zur Spielerey geworden.«

»Wie empört sich nicht mein Herz, wenn ich den Schwarm jener treulosen Menschen sehe, wie sie, hingestreckt zu den Füßen ihrer Geliebten die Gottheit

zum Zeugen ihrer Liebe nehmen, die doch ihre fühllose Seele nicht kennt.«

»Wie bedauert mein armes Herz die schwachen Geschöpfe, die Zufriedenheit in einem Lebenswandel suchen, in den die Natur nur Verachtung und Schande setzte.

Nein, fuhr Adelaide fort, nein, der Himmel sey meine Stütze, daß mein Herz nie den Schlummer falscher Liebe schlafe! — Man nennt mich schön; ich bin von Jünglingen umzingelt, aber was ist ihr Geschwätz mehr als Thorheit? Ihre Liebe gleicht dem Nordlichte, das nur in mitternächtlichen Stunden glühet, und wie ein Meteor am Morgen verlöschet; — und ihr Feuer ist gleich einem Raket, das prächtig aufsteigt, und dann auf ewig verschwindet. — Ich weiß es wohl, daß ich einmahl lieben werde — ich fühle es, daß mein Herz zu diesem sanften Triebe geschaffen ist; aber wo ist der gute Sterbliche, der mein Herz fesseln kann? — ach ich fürchte, daß es nur ein Schattenbild ist, nach dem ich mich sehne.

So dachte Adelaide. Still und ruhig floßen ihre Tage dahin, und ihre Seele fühlte noch nie den Tumult der Leidenschaften; noch fühlte das gute Mädchen die stillen Freuden der Unschuld, zärtlich von ihren Aeltern geliebt, angebethet von allen denen, die sie kannten. — Vom Glücke begünstigt, blieb ihren Wünschen nichts übrig, als daß ihr doch die Natur einen bessern Vater gegeben hätte.

Adelaidens Vater war äußerst ausschweifend. Trunk und Geilheit erschöpften sein Vermögen, und schwächten seine Gesundheit. — Vergebens waren die Vorstellungen seiner Gattin, vergebens führten Adelaidens Thränen ihn von seiner Verwirrung zurück; die Macht der Gewohnheit zerriß die heiligen Bande, die ihn an seine Familie ketteten, und er stürzte sich neuerdings in die Abgründe, die er sich selbst unter seinen Füßen grub.

Seine schwächliche Gesundheit sank unter der Bürde der Ausschweifung; ein böses Fieber ergriff ihn, und die schändlichste Krankheit, die gewisse Folge der Ausschweifung, lieferte ihn in die Arme des Todes.

Welche Einbildungskraft wäre malerisch genug, Adelaidens Schmerzen zu schildern, als sie, hingestreckt auf die Leiche ihres Vaters, den Gram einer zärtlichen Seele fühlte! Eine Fluth von Thränen stürzte von Adelaidens Wangen, und hätte die Gottheit den Engel des Todes nicht taub dem Flehen der Sterblichen gemacht, er hätte wieder Adelaiden ihren Vater gegeben.

Ihre blonden Haare waren zerstreut auf ihrem Busen, ihre Hände krümmten sich zum Himmel, und Seufzer hoben die unschuldsvolle Brust, die ein Strom von Thränen überschwemmte.

So stürzt bey rauschenden Gewittern der Regenbach vom Felsen herab, und ertränket die Lilien in den Fluren.

Bald erhohlte sich Adelaide wieder, stürzte mit stärkerem Gefühl auf die Leiche ihres Vaters, und drück-

te ihn an ihren Busen, als wollte sie mit der Hälfte ihrer Seele, die entgeisterte Hülle beleben. — Sie sprach, als hörte sein Ohr noch — sie küßte, als fühlten seine Lippen noch den Kuß der Liebe. Vergebens — konnte sich Adelaide sagen, dieser war mein Vater — war mein Vater, rief sie, — war — und ist also nicht mehr, höret meine Seufzer nicht mehr, fühlet nicht mehr meinen Kuß. — — Bläße deckte die Wange — Adelaide sank ohnmächtig hin, und halbsterbend entfernte man sie von dem Gegenstande ihrer kindlichen Liebe.

O edles Bild der kindlichen Frömmigkeit! du bist so schön als du selten bist. — Adelaide ist trostlos bey dem Verluste eines Vaters, der doch so wenig der edlen Thränen würdig war — und wie viele Töchter sind fühllos bey dem Tode der edelsten aller Väter! —

O Natur! dränge dich aus deinen Kreisen — vermische die Elemente — feßle den Donner ans Meer und füttere die Sonne mit unserm Erdball, nur laß mich das Schrecklichste der Natur nicht erfahren — die Undankbarkeit eines Kindes! — —

Die Stunde, in der Adelaide ihren Vater verlor, war die erste ihres Unglücks. Kaum waren die ersten Tage der Trauer vorüber, kaum entrichtete Adelaide die letzte der Ehrenbezeugungen der Asche ihres Vaters, als eine Menge von Gläubigern in das Haus der unglücklichen Familie drang, und sich ihrer ganzen Habschaft bemächtigte.

Adelaide sah mit Thränen im Auge die grausa-

me Verwüstung. Geräthlose Wände umgaben die Unglücklichen, die gar bald gezwungen waren, auch ihr Haus zu verlassen.

Schon wandelte Adelaide an der Seite ihrer Mutter wie eine Bettlerinn herum, und suchte sich einen geringen Aufenthalt, um sich doch vor Wind und Regen zu schützen.

Die Freunde des Glückes waren bereits von Adelaiden geflohen, und reichere Verwandte kannten die Erarmten nicht mehr. Stolz sahen sie von ihrer Größe herab, wandten den Rücken, und gingen fühllos vorüber; und die — die selbst an ihrem Vermögen einst zehrten, schlugen die Augen bey ihrem Anblick zu Boden, als hätten sie die Unglücklichen nie gesehen.

So ist der gewöhnliche Lauf der Welt: reiche Menschen, im Ueberflusse erzogen, kennen das Leiden der Armuth nicht; weil ihr Magen immer von Speisen strotzet, so fällt ihnen nicht ein, daß in der Welt noch Jemanden hungern kann.

Nur der, der unglücklich und arm war, kann die Menschen kennen lernen, denn, der immer in Ueberfluß lebt, dem ist diese Wohlthat nicht beschieden.

Wohlthat! ist es wohl Wohlthat, Ungeheuer kennen zu lernen? — Ja, grausame Wohlthat ist's, und doch Wahlthat. Dank dem Himmel, Unglücklicher! seine harte Prüfung führt dich in die Arme der Ruh — und nur du kennest den Werth des Edlen.

Adelaide wurde aus dem Schooße des Ueberflus-

ses zum äußersten Elende gerissen, zehnmahl fühlte sie die blutende Wunde ihres Herzens, denn Adelaide hatte eine fühlbare Seele, und wie hart sind solche Schläge des Unglückes für empfindsame Herzen!

Schon oft stieg der schwärzeste der Gedanken in Adelaidens Seele auf — der Gedanke — ich kann nicht mehr seyn. — Es steht in meiner Macht, mein Unglück zu enden, dieser Gedanke bemächtigte sich ganz des armen Mädchens. —

Ich will sterben, sagte Adelaide, was ist der Tod — das Ende meines Kummers — sterben will ich — ja — selbst die Rose pflücken, die allgemach der Sturmwind entblättert — ich will mich der Fesseln entreißen, sagte sie: die mich in meinem unerträglichen Kerker festhalten — und dann, wenn ich sie zerbrochen habe, die Hülle — wirst du Allgütiger mich auch verstossen! — die ich die Menschen floh — um bey dir Hilfe zu suchen, der du barmherzig bist? So sprach Adelaide, und es wurde immer finsterer in ihrer Seele.

Schon wollte sie ihren Plan vollenden, schon ergriff sie das Werkzeug der That, über die ihre Melancholie brütete, als ungefähr ihre Mutter in das Zimmer trat — und ein Blick — ein Blick der Natur entwaffnete die Unglückliche wieder. Ich sollte dich verlassen? schrie Adelaide. Ich — dich — zärtlichste der Mütter — ich sollte dich allein, ohne Stütze, ohne Freundinn in diesem Weltthale lassen? — nein, das

kann ich nicht! weiche, schrecklichster der Gedanken — die Natur siegt. — Sehet, sehet die Thränen, die aus dem Auge meiner Mutter fallen! Die Liebe ruft mich, ich muß sie trocknen. Bey diesen Worten umarmte Adelaide ihre Mutter, und küßte ihr die Thränen von den abgehärmten Wangen.

Du tödtest mich, Adelaide! erwiederte ihre Mutter; höre auf, dich so lebhaft über unser Schicksal zu beklagen, deine Thränen zerreißen meine Seele — bald wird der Tod mich von meinem Kummer befreyen — Denke auf dich, du bist noch jung — arbeite — und sey tugendhaft, vielleicht wird der Himmel durch dein Unglück noch gerührt werden, und wird dir die Güter wieder schenken, die dir das Schicksal geraubt hat.

Thränen wechselten ab bey dieser theilnehmenden Scene mit sprachlosen Umarmungen. Seele und Gefühl war ganz in den Blicken der Leidenden.

Vodevil, ein ehrwürdiger Geistlicher, dessen Beschäftigung war, Unglückliche zu besuchen, und Bedrängten Gutes zu thun, trat bey dieser Scene auf ihr Zimmer, und Balsam floß von seinen Lippen in die Seele der Unglücklichen.

Vodevil besaß ein ansehnliches Kanonikat; seine edle Denkart setzte ihn aber über die Lebensart seiner Kollegen hinaus, und der Aufwand seiner Einkünfte war ganz von dem ihrigen verschieden. Vodevil that Gutes, und das Bewußtseyn, der Wohlthäter im Elende zu seyn, war Vergnügen für seine Seele. Oft saß er

traurig da, und der Gram verzehrte sein Herz; wenn er auf seine Chorbrüder hinblickte, und ihre Lebensart überdachte.

Brüder! sagte er oft: Es liegt doch wirklich nicht in der Natur, daß ein Mensch so einen großen Theil der Einkünfte des Staats ziehe, um gar nichts zu thun, oder um noch weniger zu thun als gar nichts. Arbeitsamkeit ist Menschenpflicht, und Wohlthun — eine Schuldigkeit für den Reichern. Der Staat fordert uns daher selbst durch seine Wohlthätigkeit auf, Gutes zu thun, und da er uns in die Gemächlichkeit unsers Lebens setzt, so trauet er unsern Herzen die Denkart zu, daß wir die uns verliehenen Güter besser als andere Menschen anzuwenden wissen werden. So sagte Bodevil; aber er wurde meistens als ein alter Schwärmer verlacht, und die Gründe seiner Vernunft gab man als Folgen seines melancholischen Temperaments an.

Bodevil besuchte täglich die Unglücklichen, und seine theilnehmende Sorge linderte den Gram der trostlosen Familie. Seine Trostgründe waren aus dem Herzen genommen; ungefühlte Sätze einer mechanischen unfühlbaren Philosophie waren nie auf seinen Lippen — in wahrer Theilnahme bestand sein Zuspruch, und im Mitgefühl sein Trost.

Nichts war mir in meinem Leben so auffallend, als die sonderliche Art, mit der die meisten Menschen die Unglücklichen trösten.

Ihre eiskalte Miene, ihr thränenloses Auge, und

ihre hölzerne Seele vermehrten oft mehr das Unglück eines empfindsamen Leidenden, als daß sie Trost in sein klopfendes Herz goßen.

Denken Sie! heißt es, Sie sind lang nicht so unglücklich, als Dieser und Jener; und dieser Vergleich soll Trost seyn?

Gefühlloser Mensch! wenn mein unglücklicher Mitbruder noch elender ist als ich, so soll dieser Gedanke mich trösten? Unmenschen! glaubt ihr denn, daß der Unglückliche kein Herz mehr hat für Andere zu fühlen? In Anderer Qualen soll ich meinen Trost suchen? Schweig, Grausame! Barbarey ist eure Tröstung — Unfühlbarkeit euer Zuspruch. Leide ich wohl weniger, weil mein Mitmensch noch mehr leidet? Werden die Lumpen, die meinen Körper kaum decken, zur Kleidung, weil mein Mitbruder ganz nackend geht, und verkehrt sich das erdenschwarze Brod in eine schmackhafte Speise, wenn ich denke, daß mein Mitmensch in einer Einöde erhungert?

Man muß ein böses Herz haben, oder wenigstens eine Anlage zum Bösen, wenn solche Gründe unsrer Seele Linderung verschaffen können. Mir würde es vielmehr Trost seyn, wenn mir einer sagen könnte, daß alle Menschen um mich her glücklicher als ich wären; das Antheilnehmen an dem Schicksal meiner Brüder wäre Labsal für mein leidendes Herz.

Ich lernte auch in meiner bisherigen Durchreisung dieser Welt eine Art von Menschen kennen, die

wohl gar keinen Antheil an Unglücklichen nehmen. Die Gründe ihrer Trost-Philosophie bestehen alle in dem: alles liegt bey dem Menschen in der Einbildung. Der Unglückliche darf daher nach ihren Grundsätzen sich nur einbilden, daß er glücklich ist, so fehlt ihm nichts mehr. Ich war erstaunt, als ich diese Grundsätze zum erstenmahl hörte, als ich die Gleichgültigkeit des Mannes sah, der manchen Elenden abspeiste, mit dem gefühllosen Zuspruch: Glück, und Unglück ist in der Einbildung.

Heilige Philosophie! wie weit kann man deine Grundsätzr unter die Menschheit erniedrigen? was sucht ein fühlloses Herz nicht für Gründe auf, seine Fühllosigkeit zu entschuldigen?

Alles liegt in der Einbildung! leider ja — aber nichts so sehr, als theilnehmende Menschen. Freylich wird die Realität eures Beutels wenig leiden, wenn ihr die Armen nach Kamäleonsart mit der Luft füttert.

Vodevils Bemühung brachte es bald dahin, daß der unglücklichen vaterlosen Familie eine jährliche Pension von 300 fl. beschieden ward. Niemand war glücklicher in diesem Falle als Vodevil, der die Freude seines Herzens im Wohlthun fand; athemlos suchte er Adelaiden, und hinterbrachte ihr die glückliche Nachricht.

Es war eine reiche Gräfinn, die jährlich eine ansehnliche Summe unter die Hausarmen austheilte, und von dieser Gutthäterinn der Menschheit erhielt

Vodevil den nöthigen Unterhalt für Adelaiden und ihre Mutter.

Die Art, mit der Vodevil den Unglücklichen diese Nachricht hinterbrachte, zeichnete sein vortreffliches Herz aus.

Sie haben mich, so sagte er zu Adelaidens Mutter, Sie haben mich immer ihrer Freundschaft gewürdigt; zürnen Sie nicht, wenn ich etwas auf die Rechnung Ihres guten Herzens gewagt habe. Hier schwieg er, und überreichte die Versicherung der jährlichen Pension. Eine Schamröthe überzog seine Wangen, und eine Thräne floß aus seinem Auge — als er fortfuhr: — Verzeihen Sie mir, daß ich es wagte, Sie so zu erniedrigen — ich habe noch nie Ihre Freundschaft beleidigt, noch nie mich Ihrer Hochachtung unwerth gemacht. Dieses ist der erste Fehler, den ich auf Ihre Nachsicht zu begehen wagte, und mein Herz wird mich rechtfertigen. — Bey diesen Worten stand er schnell auf, und verließ die Unglücklichen, um ihnen eine Danksagung zu ersparen, die manchem empfindsamen Herzen die Lage seiner traurigen Umstände nur zuviel erneuern könnte.

Wohlthätig seyn, und wohlthätig mit Gefühl seyn, ist sehr verschieden. Der Mensch, der seinem leidenden Bruder seine Wohlthat fühlen läßt — ist ein grausamer Wohlthäter. Geben, ohne zu erniedrigen, schenken, ohne ein empfindsames Herz zu beleidigen, das heißt wahre Herzensgröße, wahre Güte der Seele, und ist

die Kunst des Gefühles. Sehr wenige Menschen sind auf diese Art wohlthätig.

Ich kannte einen Mann, zu dem ein Unglücklicher auf das Zimmer trat, als eben mehrere Personen da waren. Der Arme erröthete sogleich, und schlug die Augen tief zu Boden; allein der Menschenfreund wußte seiner Verlegenheit durch Herzensgüte die beste Wendung zu geben. Sie haben nicht Ursache, sagte er: daß Sie erröthen, denn Sie stören mich wirklich nicht, und ich wollte in dieser Stunde nach Ihnen schicken; denn als Sie gestern bey mir beym Spiel waren; so vergaßen Sie Ihren Beutel, den ich Ihnen zurücksenden wollte. Hier gab er ihm den Beutel und sprach so viel, daß er dem Armen keine Zeit ließ, ihm zu danken, und niemand von der Gesellschaft wußte ein Wort von der Gutthat, als ich, weil sie mir der Unglückliche erzählte.

Unser Herz muß dem Unglücklichen nie zu erkennen geben, daß wir dem Geschenke, das er von uns empfängt, einen Werth beylegen.

In unsern Augen muß er weder Verachtung, noch Erniedrigung lesen, und unser Blick muß ihn nicht mit Vorwürfen seines Unglücks kränken, denn sonst hört Wohlthat auf, Wohlthat zu seyn, wenn man sie so theuer erkaufen muß.

Ich höre auch die Prahlerey der Menschenfreunde nicht gerne: ich habe Jenem dieses gethan, Diesem jenes — Hast du Gutes gethan, so prahle

damit vor den Menschen nicht! der die Herzen der Sterblichen kennt, dem sind deine Wohlthaten nicht verborgen — und sonst soll sie niemand als er wissen.

Zur Erde gestreckt, dankte Adelaide dem Himmel für die unverhoffte Unterstützung, und Gefühle der Dankbarkeit wallten in ihrer Seele zum Himmel für Vodevil auf.

Nun, liebe Mutter! sagte sie: sind wir doch dem äußersten Elende entrissen; dieses Geld und meine Arbeit setzt uns in bessere Umstände. Dann schlang das gute Mädchen die Arme um den Hals ihrer Mutter, und ein seelenvoller Kuß drückte die Sprache ihres Herzens aus.

Vodevil besuchte täglich Adelaiden, und in der Gesellschaft dieses würdigen Freundes lebten sie die Tage ihres Lebens im Stillen hin.

Allein auch die Blume, die im einsamen Thale blühet, locket das Auge des Wanderers auf sich, wenn Wohlgeruch um die Gegend duftet, wo sie die Natur erzogen; so ging es auch mit Adelaiden.

Adelaidens Eingezogenheit, und des Mädchens seltne Stütze zogen die Bewunderung mancher Menschen auf sich.

Es gibt Leute, die die unverschämtesten von der Welt sind, und dennoch die Eingezogenheit bey Anderen lieben, als wäre diese Achtung ein Tribut, welcher der Tugend gebührte, und den das Laster selbst derselben nicht versagen kann.

Wenn doch die Mädchen wüßten, oder fühlten, will ich sagen: wie die Eingezogenheit die jugendliche Reitze erhöhet, sie könnten sich niemahls ihr entreissen. Eine schuldlose Stirne, ein Aug' voll Seele, ein Mund, den die Coquetterie noch durch keine Verzehrung entstaltet — eine Wange, wo die Tugend noch mit der Rose spielt, die sie ziert; ach! welches Bild gegen das unverschämte Wesen der Buhlerinn. Ihr ungestaltes Aug', ihre lächelnden Lippen, ihre von den Blumen der Tugend entblätterte Stirne, ihre gemahlten Wangen, wo die Lüge thronet, und die Falschheit sich unter der Schminke deckt; ach! welches Bild! Zur Schande der Natur hat es das Laster gezeichnet, und der Pinsel der Folge des Verbrechens verunstaltet es mit den schwärzesten seiner Farben.

Adelaidens Bildniß war nicht dieses; ihre Züge waren die der Unschuld und der Tugend — Eine Menge lüsterne Wollüstlinge, denen die Natur nichts als Reichthum beschied, zankten sich um Adelaiden, und jeder wollte ihr mehr glänzende Anerbietungen versichern.

Adelaide, die den Werth der Tugend kannte, und Ehre mehr als Reichthum liebte, schlug mit edlem Stolze jede ihrer Anerbietungen aus.

Die Menschen, rief Adelaide auf, müssen doch recht böse seyn — denn als ich reich war, bezeigten sie mir Ehrfurcht, und jetzt, da ich arm bin, verachten sie mich und wagen es, mich zu entehren — O ihr Elenden! wie sind doch eure Herzen verdorben!

Ihr vergesset die Heiligkeit der Armuth, und waget es, mit ehrvergessener Seele einem armen Mädchen Anträge zu machen, über die meine Wangen erröthen müssen.

Adelaide dachte noch mit beklemmter Seele über die Bosheit der Menschen nach, als der Zufall einen Jüngling mit edler Bildung auf ihr Zimmer führte. Vervil war sein Nahme. Er kam nach der Hauptstadt, um seine Seele vollends auszubilden.

Mit Anstand entschuldigte Vervil seinen Irrthum, und wünschte sich doch zugleich Glück, daß ein günstiger Zufall ihn an ein Ort wies, wo er eine so edle Seele, wie Adelaide, kennen lernte. Er sagte noch tausend artige Sachen mit vielem Anstand und Geist, und entfernte sich wieder mit aller Eingezogenheit.

Vervil war der einzige Sohn eines Mannes von Adel, der einzige Erbe eines unermeßlichen Vermögens. Sein Gesicht war angenehm, seine Bildung schön, sein Körperbau schlank, und seine gute Seele sprach durch sein sanftes Auge.

Mitten unter den rauschenden Freuden der Welt genoß sein Herz die stille Zufriedenheit des Weisen, und athmete nach dauerhafteren Gütern, als denen, die Wollust und Laster der Jugend anbieten. Gegen das schöne Geschlecht war er bisher äußerst gleichgültig, und ehe er Adelaiden sah, konnte sich kein Mädchen noch schmeicheln, daß sie Ansprüche auf Vervils Herz hatte.

Adelaide war die erste Schöne, die des Jünglings Ruhe störte. Ihre ungeschmückte Schönheit, die Einfachheit ihrer Kleidung, Adelaidens ganzes Wesen war in Vervils Seele. — Schüchtern begehrte er die Erlaubniß, sie öfters zu sehen. — Adelaide wollte nicht, aber Vervils Bitten, seine tückenlose Miene, die Versicherung seiner unverfälschten Absichten zwangen Adelaiden eine Erlaubniß ab, die bisher noch kein Mann von ihr erhielt, die Erlaubniß, sie zu besuchen.

Ganz betäubt kehrte Vervil in seine Wohnung zurück, und Adelaidens Bild war noch so lebhaft in seinem Herzen, als hätte sie die Gottheit seiner Seele eingeprägt. Wer wird die sanfte Unruhe schildern können, die Vervil die langen Stunden der Nacht über empfand? Wer kennt den Eindruck der Sympathie, die in einem Augenblicke mit so vieler Macht auf zwey Seelen zu wirken im Stande ist? —

Adelaide war nicht minder unruhig als Vervil. Vielleicht, dachte sie, hab ich in Vervil den liebenswürdigen Sterblichen gefunden, den mein Herz schon so lange suchte; aber Adelaidens traurige Lage schlug alle aufkeimenden Hoffnungen wieder in des Mädchens Seele zu Boden, wenn sie dachte, daß sie arm und verlassen war.

Die Zeiten, sagte sie, sind ja nicht mehr, wo tugendhafte Jünglinge gleichgestimmte Seelen aufsuchen; Geld, Absicht sich in eine Familie hineinzudrän-

gen — Eigennutz ist die Triebfeder der Männer, wenn sie sich Mädchen zu Weibern wählen. O Adelaide! was wird aus dir werden?

Nichts fehlte dir mehr, die Größe deines Unglückes zu vermehren, als daß du auch lieben mußtest. Armes Herz! was wird aus Adelaiden werden? — Kann Vervil nicht auch einer der Falschen seyn, der seine unedle Absicht vielleicht mit dem Firniß einer guten Erziehung zu decken weiß? — der — aber nein — es hieße Vervil beleidigen — Vervil wird kein Betrüger seyn.

In diesen Gedanken brachte Adelaide die Nacht zu, als sie die aufgehende Sonne aus ihrer Träumerey weckte, und dem Mädchen verkündigte, daß der Frühlingsmorgen schon den Landmann erfreute.

Adelaide verließ ihr Lager, eilte am frühen Morgen zur Stadt hinaus aufs offne Feld, und suchte Freyheit für ihre Seele und Ruhe für das wunde Herz.

Noch beugten sich unter den glänzenden Tropfen des Morgenthaues die Feldblumen zu Boden, und es schien als begrüßten sie mit Ehrfurcht die Königinn der Gestirne, die aufgehende Sonne.

Balsamgerüche dufteten von den Stauden, und der Vögelgesang tönte angenehm im Gebüsche. — Wonne floß mit dem rieselnden Bach, und Freude rauschte mit dem Strome für fühlende Herzen. So schön als an diesen Morgen sah Adelaide noch nie die

Welt, und so sanft waren ihre Nerven noch nie gestimmt zu den Eindrücken der Natur.

Gleiches Gefühl war in Vervils Herzen, der ebenfalls wie Adelaide bey der Morgensonne schon wach war, und einsame Gegenden aufsuchte, um seine Liebe zu nähren.

Die reinste Sympathie ist zwischen Natur und Liebe. Edle Liebe gibt der Seele die schönste Stimmung, sie verkehrt unser ganzes Wesen, und macht unser Herz zu den Eindrücken jeder Blume empfänglich.

Die Natur erhält Reitze für die Liebenden. Wohlwollen für jedes lebende Geschöpf erwacht in der sanften Seele, und Harmonie ist im Ganzen.

Liebe ist das edelste der Gefühle. Lieben und immer lieben ist die Seligkeit der Geister, und die große Bestimmung der Sterblichen. Ins Buch der Natur schrieb sie die Gottheit mit unauslöschlichen Zügen, und heiligte den Sterblichen, der sie liest und fühlt.

Liebe ist die mächtigste der Leidenschaften. Hätten die Gesetzgeber ihre Gewalt von jeher gekannt; hätten sie gewußt, die Herzen der Menschen durch sie zu leiten; die Welt würde weniger unglücklich seyn.

Allein diese Liebe, von der ich rede, ist nicht die, die der Wollüstling Liebe nennt: ich verstehe nicht jenes erniedrigende Gefühl des thierischen Genusses, das so vieles Uebel unter den Sterblichen verursacht, sondern jene sanfte Empfindung gleichgestimmter Seelen, jene Harmonie zweyer Geschöpfe, jenes göttliche Gefühl,

das unser Daseyn erhöhet, jene magnetische Kraft, die durch die Seele auf Seele wirkt, die unsere Einbildungskraft würdig erhöhet, die unserm Verstand einen feurigen Schwung gibt, die die Natur um uns her verschönert, unsere Seele zum Gefühl gegen jedes Geschöpf herabstimmt, mit einem Worte: ich verstehe darunter jene reine Flamme der Seele, die die Gottheit selbst in unsere Herzen legte, um uns die Größe ihrer Güte kennen zu lernen, und die einst, wenn wir diese Hülle des Körpers werden abgelegt haben, uns zur geistigen Einigwerdung hinleiten wird.

Es ist dieses eine Sprache, die zwar Wenige verstehen werden, denn auch nur Wenigen ist es vergönnet, die Süßigkeit von dieser Quintessenz des menschlichen Gefühles zu kosten.

Wollust hat das Herz unserer Jünglinge schlapp gemacht; die Nerve hat ihre Spannkraft verloren, und ist zu den sanftern Eindrücken nicht mehr empfänglich. Coquetterie hat die Seelen unsrer meisten Mädchen verdorben, ihr Geist ist ganz materiel, und Seelengefühl kann unter dieser Masse nicht wirken.

Mir schauderts beym Anblick so vieler Bildersäulen ähnlichen Figuren, die zwar schön geschnitzt, aber so ganz ohne Seele sind. An scheckigen Bändern, und an Federbüschen hängt ihr Herz, das sich noch nie zu sanften Empfindungen der Natur geöffnet hat.

Da taumeln sie herum bey lärmenden Tänzen, um die wenigen Fibern, die noch in ihrem schwachen

Gehirn zu einem vernünftigen Eindruck empfänglich wären, gänzlich in Unordnung zu bringen.

Dann öffnen sie ihre Ohren, die noch nie die Stimme der Nachtigallen gehört haben, den abgeschmackten Tölpeleyen der Stutzer, bilden sich ein, daß man sie zu Göttinnen erhebt, und hören die Schelle nicht, die an der Narrenkappe ihrer Anbeter klingelt.

Unter diese Reihe von Thörinnen konnte man Adelaiden nicht zählen, die sich durch ihr edles Gefühl sowohl als durch die Erhabenheit ihrer Seele weit über die Mädchen ihres Alters erhob.

Vervil, der denselben ganzen Morgen sich nur mit Adelaiden beschäftigte, wagte es endlich, der Theuresten seiner Seele das Innerste seines Herzens zu entdecken.

Was fehlt Ihnen wohl, Adelaide! sagte Vervil: Ihre Wangen sind blaß — ihre Augen sind trübe — Gott! es wird Ihnen doch nichts Böses begegnet seyn? Ihre Gesundheit ist meinem Herzen so theuer — Ihr Wohl so nah an meiner Seele — So sprach Vervil, und wagte es noch nicht, die Heftigkeit seiner Empfindungen dem guten Mädchen zu entdecken; aber das, was Vervils Blick Adelaiden sagte, war mehr, als was die Lippen des Sterblichen sagen können. — Adelaide las an Vervils Stirne, wie sehr sie der Jüngling liebte.

Es gingen Tage vorüber, und Vervil war noch immer muthlos, und getraute sich nicht, mit dem Mädchen von seiner Liebe zu sprechen.

Es fügte sich aber, daß einst Vervil und Adelaide das Vergnügen eines Sommerabends genoßen. Hand in Hand gingen sie sprachlos durchs blühende Kornfeld. Adelaidens Mutter ging an ihrer Seite, und Wonne der Seele floß durch das Herz der Liebenden bey den Auftritten der heiligen Natur. Schon überzog die Dämmerung mit ihrem Schleyer die schlummernden Felder, der Mond streute blasses Licht in der Entfernung, und Zephyr wiegte die Blumen ein. Eine feyerliche Stille verherrlichte den entzückendsten Anblick; am Geisblattlaube öffnete sich die Blume, und streute Wohlgerüche umher, und der Westwind jagte mit sanften Fittigen Berauschung aus dem Becher des Nachtveilchens auf die Vorübergehenden hin. Wie doch dieser Abend so schön ist, fing Vervil an, und doppelt schön, weil mir das Schicksal vergönnte, seinen Genuß an Adelaidens Seite zu fühlen. — Wie doch die Natur für den Menschen öde seyn muß, der immer einsam, nur sich selbst überlassen, diese wonnevollen Haine durchwandelt. — Es ist doch so was herrliches um das Theilnehmen, — ach, Adelaide! wie würde dieser Abend alle seine Reitze für mich verlieren, wenn ich den Gedanken aus meinem Herzen reissen müßte, daß Adelaide dieses Alles mit mir genöße. —

Sympathie hat der Schöpfer in unsere Herzen gelegt, und alles das, Adelaide — was ich diesen Abend fühle — überzeugt mich, daß ich Sie liebe — verzeihen Sie mir diesen Ausdruck — er kann nicht Belei=

digung für Sie seyn — denn die Gottheit sieht mein Herz — und kennt meine Absicht — hier drückte Vervil Adelaidens Hand an sein pochendes Herz. Ach! Sie müssen doch gestehen, theuerstes Mädchen! fuhr er fort, daß die Welt keine Seligkeit ohne Freundschaft, ohne Liebe kennt, diese Seligkeit will ich hiernieden durch Sie genießen, Sie meine Gattinn, meine Freundinn nennen, die Einzige, für die ich lebe — Adelaide! könntest Du mich zurückstoßen — könntest Du ein Herz verschmähen, das mit reiner Absicht Dich liebt, das ohne Dich keine Seligkeit fühlt, und mit Dir in ein Eden versetzt wird — sprich Adelaide — — was sagt Dein Herz — was kann Vervil von Dir hoffen?

Hier schwieg Vervil, und das edle Gefühl seines Herzens, seine ehrfurchtsvollen Ausdrücke setzten Adelaiden ganz in Verlegenheit. — Adelaide seufzte; — Vervil! sagte sie: was thun Sie? Sie sind nicht klug; wenn Sie meine Lage kennen werden, so wird Ihre Liebe, guter Mann! bald verschwinden. Ich wär reich, und eine Menge von Liebhabern umflatterte mich, aber unter dieser Menge war kein würdiger, der meine Achtung verdiente, nun bin ich arm, und mein Schicksal setzte mich auf die empfindlichste Probe. — Ich besitze gar nichts, Vervil! was eines Jünglings Herz an mich heften soll — Hören Sie also, Vervil! und öffnen Sie den Schleyer, der Ihre Augen deckt — meine Schönheit ist längst wie die Rose verblühet, wenn der Sturm durch den Garten wüthet — Gram

und Unglück hat aus meinen Wangen die Freude getilgt. Ich bin arm, bin ohne Stand, was wollen Sie mit so einem Mädchen machen? was kann ich Ihnen geben? nichts als ein gefühlvolles Herz, das traurigste Geschenk für Unglückliche. —

Vervil! eine unbehutsame Leidenschaft reißt Sie hin; lassen Sie Ihr aufwallendes Geblüt wieder ruhig seyn. — Die Verblendung wird verschwinden, ich bin Vervils Freundinn, und kann nicht zugeben, daß die Empfindsamkeit seines Herzens ihn zu einem Schritt verleite, der ihn vielleicht seine Tage durch unglücklich machen könnte. — Vervil hörte mit Erstaunen Adelaiden zu — Hoffnung und Furcht wechselten auf seinen Wangen — sein Herz widerlegte Adelaidens Gründe, bewegende Sanftmuth war auf seinen Lippen, und rechtfertigte die Thräne, die in seinem Auge war. Sie sind arm, sagte Vervil: aber Sie sind nicht unglücklich; wer Adelaidens Herz hat, kann nicht unglücklich seyn — ich bin reich, aber was nützen sie mir, diese Reichthümer? kann ich mir ein Herz, eine Freundinn um sie kaufen?

Lasten müssen mich diese Schätze — denn sie rauben mir mehr als mein Leben, sie rauben mir Adelaiden, wäre ich arm — so würdest Du mich vielleicht nicht verschmähen. — Ich würde Dir nichts geben können als ein Herz — und Adelaide würde es annehmen. — Du würdest mit mir fliehen, meine Hand würde Dich nähren, Du würdest sie annehmen, und nun — —

O Adelaide! glaubst Du denn nicht, daß man ehrlich und reich seyn kann — glaubst Du denn, daß das Gift des Verderbens in jeder Nerve des Reichern nagt? Reichthum hat nie einen Werth in Vervils Augen, nur liebe ich Schätze, wenn ich Dich, Adelaide, und Deine Mutter glücklicher machen könnte. —

Denke doch, gutes Mädchen! Mein Leben hängt ganz an Dir, entscheide über mein Schicksal — lerne meine Denkart kennen! Vervil sucht kein Weib — er sucht eine Gattinn, eine Freundinn — und sollte er diese an Adelaiden nicht finden —

Bey diesen Worten fiel Vervil zu den Füßen von Adelaidens Mutter — von Ihnen, rief er, würdige Frau! von Ihnen hängt Vervils Schicksal ab. — Ich lese es in Adelaidens Auge — ein Wink von Dir, Würdigste der Sterblichen! wird mein Schicksal entscheiden. — Ach! könnet ihr zu meinen Bitten unfühlbar seyn, so hab' ich mich betrogen, daß ich euch empfindsame Herzen zudachte — und ich will der Stunde fluchen, in der die Natur den Keim zur Empfindsamkeit in meine Seele legte. — Unglückliche! könntet ihr an meinen Absichten zweifeln — so will ich diese düstere Nacht zum Zeugen meiner Schwüre nehmen — nie soll mein Herz diese sanften Eindrücke mehr fühlen, nie empfinden, was Menschenwonne ist, wenn Vervil Adelaiden betrügen könnte.

Adelaidens Mutter ward durch Vervils Vorstellung gerührt. — Ich hoffe, sagte sie, Vervil! daß Ihre

Miene nicht betrügen wird; es ist Ihnen erlaubt Adelaiden zu besuchen. Hat der Himmel eure Herzen zur Vereinigung geschaffen — so wird er auch seinen Segen geben.

Seit dieser Stunde floßen die Tage der Liebenden, wie die der Frühlingstage dahin, und nichts störte das Glück ihrer Seelen. Jeden Tag besuchte Vervil Adelaiden, jeden Tag fühlte sein Herz neue Überzeugung, wie sehr er Adelaiden liebte. Ein Jahr war vorüber, aber das neidische Schicksal fing an, Adelaiden wieder zu verfolgen. — Ihre Gutthäterinn, die Gräfinn, von der sie die jährliche Pension zu genießen hatte, starb, und versetzte sie wieder in die erbarmungswürdigsten Umstände. Vervil, der die Armuth seiner Geliebten nicht sehen konnte, unterstützte nach seinen Kräften Adelaiden, und entlehnte unter dem Namen seines Vaters eine ansehnliche Summe Geld von einem Wechsler.

Vervils Vater bekam hievon Nachricht, und sein väterliches Herz besorgte, Vervil könnte sich den Ausschweifungen seiner Jugend ergeben; er schrieb, und bittere Vorwürfe füllten das Blatt, das Vervil empfing. Wie vom Donner getroffen war Vervil, als er den Brief von seinem Vater erhielt. Die Munterkeit floh von seiner Stirne, die Rose welkte auf seiner Wange, und der nagende Gram, der sein Herz durchwühlte, mahlte bald die fürchterlichen Züge des Harms in Vervils Bildung.

Den einsamsten Ort in der Gegend suchte der gute Jüngling oft auf, um sich ganz seinem Schmerze zu überlassen; dort, wo keines Menschen Auge ihn sah, dort floßen seine Thränen, und seine Seufzer ertönten in einsamen Gebüschen! — Wie? ich sollte sie verlassen, rief er auf — sie, die Beste der Sterblichen, nein — so lange Vervil lebt, wird er Adelaiden nicht verlassen! — Ach, Bester der Väter! könntest Du mein Herz — könntest Du Adelaiden sehen — unsere Thränen würden Deinen Zorn entwaffnen, unsre Liebe Deine Seele bewegen. So seufzte Vervil und die Thränen, die aus seinen Augen floßen, tränkten die Blumen, die bey seinen Füßen sympathetisch mit ihm dahin welkten. — —

Adelaide bemerkte wohl, daß etwas Außerordentliches in Vervils Seele vorgehen müsse, allein ungeachtet ihres zärtlichsten Zudringens, konnte sie von Vervil die Ursache seines Kummers nicht erfahren.

Der Winter war vorüber, und die angenehmen Tage des Frühlings stiegen wieder aus heitern Wolken auf die Erde herab, als eines Tages Vervil und Adelaide in der Gartenlaube saßen. — Stille herrschte in der Gegend — und sprachloses Sehnen war die Sprache der Liebenden — nichts störte sie in ihren angenehmen Träumereyen, als die Grasmücke, die im benachbarten Gebüsche sang. Froh und munter schwang der kleine Vogel sich auf elastischen Zweigen, sein Weibchen saß neben ihm und Ausdruck der Liebe war in ihrem Gesang.

Vervil horchte mit Seelengefühl den Singenden zu — endlich ergriff er Adelaidens Hand, legte sie in die seine — und sein Herz schlug stärker — und heftige Bewegungen verriethen sich in seinen Zügen. Sein Blick war starr auf die Grasmücke geheftet — Adelaide! rief Vervil aus: hörest Du, was diese Thierchen sich sagen? Mir däucht, ich verstehe ihre Sprache — ihre Seelen sind gleich einem ruhigen Gewässer, das den leichten Eindrücken der Weste sanft nachgibt; ihre Seele empfindet die sanften Regungen des Gefühls, die wonniglichen Erschütterungen der schuldlosen Natur sie kennen die grausamen Kämpfe jener stürmischen Leidenschaften nicht, deren gewaltiger Ungestüm die Seelen der Sterblichen erschüttert — nie hat Scheelsucht den Glanz ihrer Augen getäubet, nie Haß seine schwarze Fackel in ihren kleinen Busen geschüttelt — So sagte Vervil, und als er noch so sprach, stieß ein räuberischer Geyer, wie ein Pfeil auf die Grasmücke, und raubte dem singenden Vogel seine Gattinn — röchelnd fiel sie vom Baume, und starb zu Vervils Füßen. Dieser Zufall erschöpfte gänzlich Vervils leidendes Herz, welches ohnehin schon bis auf den äußersten Grad des Schmerzes gestimmt war — er sank ohnmächtig in Adelaidens Arme — nach einer ziemlichen Weile erhohlte sich Vervil wieder — sie ist todt, rief er auf, die arme Gattinn — des guten Vogels — entrissen ist sie dem Gatten, auf ewig entrissen — aber Dich Adelaide — Dich — bey Gott! — nein! Dich

soll Niemand meinem Herzen entreissen — Vervil lebt ja noch — was ist Vervil ohne Dich? — — laß mich Dich noch sehen — laß mich sterben — — — — armer Vogel — arme Grasmücke! —

Auf solche Art schwärmte Vervil eine Zeit lang, bis er endlich von seiner Betäubung vollkommen zu sich kam — Adelaide drang in ihn; sie wollte Aufklärung über die Seltenheit seines Betragens, und Vervil sprach:

Du weißt es, Mädchen meines Herzens! daß meine ganze Seele an Dir hängt, daß ich Dich liebe, so liebe, als je ein Sterblicher geliebt hat. Lange hast Du Dich schon bemühet, das Geheimniß aus meinem Herzen zu reissen, das bisher mit Wehmuth meine Tage bestreuet hat; nun wohl! so wisse mein ganzes Unglück — hier lies und bedaure Deinen armen Vervil! — Bey diesen Worten überreichte Vervil seinem Mädchen die Briefe, die er von seinem Vater erhielt. — Adelaide durchlas sie mit trockenem Auge, und mit einer Herzenskälte, die Vervil in Verzweiflung setzte. Nach einer Weile von Ueberlegung rief sie auf: Verlassen Sie mich, geliebter Vervil! Ersticken Sie eine unglückliche Liebe, die Ihre Tage verbittern würde, folgen Sie dem Willen Ihres Vaters! Die Rechte der Natur sind die heiligsten.

Vervil. Ich kenne keine heiligeren Rechte, als die der Liebe — ich lebe für Dich Adelaide — ich will für Dich sterben. —

Adelaide. Wie doch die Leidenschaften den

Menschen verblenden können! Armer Vervil! stärke Dein schwaches Herz, und vergiß Deine Pflicht nicht — Wir wollen uns nicht mehr sehn, Vervil! wie grausam wäre es, wenn ich die Lebenstage Deines Vaters verbitterte — Nein! Adelaide will die Ruhe eines ehrwürdigen Greises nicht stören. Vervil! Sie sollen mich nicht mehr sehen — ich will es.

Vervil. Ich soll Dich fliehen! Wohl, so flieh mit, eine Einöde soll uns aufnehmen — ein gutthätiger Felsen uns vor den Verfolgungen der Menschen schützen — die Erde will ich mit meinen Händen pflügen — die Natur zwingen, daß sie ihren fruchtbaren Schooß für uns öffne; wir werden arm, aber glücklich seyn. — Es ist für Dich, Adelaide! daß ich arbeite — und Du kannst mich verlassen?

Adelaide. Sie schwärmen, Vervil! — Sie lieben mich, ich bin's überzeugt, aber Ihre Leidenschaft erhöht Ihre Einbildungskraft durch blendende Phantasien. — Vergessen Sie die Tugend nicht, Vervil! nicht die Achtung, die Sie einem armen Mädchen schuldig sind. — Ich werde meine Mutter nie verlassen — Leben Sie wohl, vergessen Sie Adelaiden — glauben Sie, Vervil! mein Herz leidet, da ich Ihnen dieses sage. Leben Sie wohl — die Tugend fordert unsere Trennung. Lebe wohl! rief Vervil — aber nein! sagte er wieder — und wollte Adelaiden umfassen, die aber schon eine Weile nicht mehr da war, und sich auf ihr Zimmer zurück gezogen hatte.

Vervil war aus seiner ganzen Fassung — und wie ein Verzweifelnder eilte er zurück in seine Wohnung, und das Lebewohl, das er aus Adelaidens Munde hörte, tönte noch immer in seinem Ohr wie der Ausspruch des Todesurtheils in der Seele eines Verurtheilten.

Vervil saß eine Weile voll Betäubung da; er wußte nicht, ob die glücklichen Tage, die er in Adelaidens Umgang genoß, Träume, oder Wirklichkeit waren.

Wo bin ich denn nun, rief er auf — und wohin sind die Stunden meines Glückes? Wo ist Adelaide? ist sie ewig für mich verschwunden? — Armer Vervil! zu welchem gränzenlosen Elend hat dich dein Schicksal verurtheilt! — alle diese schönen Tage der Liebe waren also blosse Träumereyen für mich! — alles das Glück, das meine Einbildungskraft mir mit so lebhaften Farben darstellte, eine Täuschung! —

Sagte mir denn Adelaide nicht, daß sie mich liebte? Liebte — o nein — Adelaide hat nie geliebt. — Kann man lieben, und verlassen? — Ich Unglücklicher! alle Hoffnung ist für mich verloren — aber meine Liebe nicht. Diese schlägt noch in jedem Pulsschlage, fließt noch in jeder Thräne, athmet noch in jedem Seufzer — Laß mich denn klagen, grausames Mädchen! wenn Du auch meine Thränen nicht siehest, wenn Du auch meine Seufzer nicht hörest. — Die Welt ist für mich schon öde, wie das Grab; alles um mich her ist traurige, leblose Einsamkeit, nur der Tod

ist noch meine Hoffnung; täglich seufze ich ihm entgegen. Was soll ich in einer Welt, wo eine Adelaide für mich nicht mehr seyn soll! — warum, und wozu sollte ich noch leben? um zu seufzen, um Thränen zu vergießen, um jeden Tag den Tod zu wünschen? — Ach! wäre ich nie glücklich gewesen, ach! hätte ich Adelaiden nie gekannt! — Wie schnell seyd ihr entflohen, ihr süßen, angenehmen Träume! — mit welcher Dunkelheit habt ihr euch geendigt, ihr Frühlingstage meines Lebens! — wo sind sie, die geliebten Phantasien der Zukunft, wo die Tage, wo jede Minute golden, jeder Augenblick selig war! — So verkündigt ein trügendes Morgenroth dem sorglosen Landmanne den schönsten Tag, und jählings steigen Wolken auf, und ein Gewitter stört seine ländliche Freude — stört — ja aber nur eine Zeit lang — und für mich ist mein Glück auf ewig zerstört — auf ewig verloren. —

Bey diesem Ausdruck stürzte Vervil auf sein Lager hin, und die Größe seines Schmerzes beraubte ihn eine Zeitlang des Gefühles seiner Sinne. —

Binnen der Zeit kam Vervils Vater nach der Stadt, er suchte seinen Sohn auf, und fand ihn in dem Posthause in dieser Lage.

Eine ziemliche Weile stand Vervils Vater vor seinem Sohne, der noch immer außer sich, wie in einem tiefen Schlummer lag, und wußte nicht, was er denken sollte. — Die Bläße, die Vervils Wangen deckte, der Kummer, der an seine Stirne geschrieben

war — die Thräne, die noch in seinem Auge zitterte, alles dieses ließ ihn viel Gutes vermuthen.

Der Alte setzte sich an Vervils Seite, er nahm seine Hand in die seine, und rief ihm leise in das Ohr: — Vervil! Dein Vater, den Du liebst, der suchet Dich. —

Vervil öffnete die Augen, sah ihm starr ins Gesicht, sammelte seine Kräfte, und schlang seine Arme um seinen Hals. O mein Vater! mein Vater! dieses war alles, was er sagte. —

Unglückliches Kind! — in welcher Lage muß in Dich finden! — Vervil, wie bist Du entstaltet! — hast Du die Tugend verlassen, Unglücklicher!

Vervil. Nein, Vater, nein — ich war immer ihren Grundsätzen getreu, ich fühlte noch niemahls den Werth der Tugend so sehr, als ich ihn jetzt fühle — aber ich bin unglücklich, äußerst unglücklich — ich liebe. —

Vater. Ich weiß es, daß Du liebst, und darum bin ich hier, um Dich den Fallstricken einer Buhlerinn zu entziehen, die Dich in das Verderben reißt.

Vervil. Beleidigen Sie Adelaiden durch diesen Ausdruck nicht, Vater! Sie ist das tugendhafteste Mädchen, sie befahl mir selbst sie zu verlassen, und Ihnen zu folgen — aber Vater! — wenn Sie je die Liebe gefühlt haben — Erbarmen über mich — und Schonung meinem leidenden Herzen!

Vater. Fasse Dich Sohn! die Entfernung wird

Deine Seele heilen; in dem Schooße Deiner Familie wirst Du wieder aufblühen.

Vervil. Wie, Entfernung! — Ich sollte mich von Adelaiden entfernen? — Sie wollen also diese Liebe nicht? —

Vater. Nein, Sohn!

Vervil. Und welche Gründe?

Soll ich Dir Rechenschaft von meinem Willen geben? —

Vervil. Sehen Sie mich zu Ihren Füßen, lieber Vater! haben Sie Erbarmen mit Ihrem Sohne! — Hier will ich nicht eher aufstehen, als bis ich Sie erweichet habe — ich will sterben, hier zu Ihren Füßen will ich sterben, nur zwingen Sie mich nicht Adelaiden zu entsagen!

Vater. Unglücklicher! hast Du denn keine Liebe für Deinen Vater mehr? Geh — ich will nichts von Dir wissen. Folge nur Deiner thörichten Leidenschaft — und bringe die Tage Deines Lebens in Armuth und Elend zu!

Entschuldigen Sie doch, bester Vater, mein armes Herz, entschuldigen Sie die Verzweiflung, in der ich bin! — Warum wollen Sie mich von Adelaiden trennen? Ist sie nicht von so gutem Stande, als ich? — Sie ist arm — aber sie ist tugendhaft — ist denn Armuth ein Verbrechen? — O könnten Sie sie doch sehen — wie sanft, wie liebenswürdig das Mädchen ist — ach! Sie würden Ihren Sohn nicht

mehr von sich stoßen. — Adelaidens Blick würde Ihr Herz erweichen, Sie würden unsere Liebe segnen.

Vervils Vater sah wohl ein, daß alle Vorstellungen vergebens waren; er ging fort, versperrte seinen Sohn, ließ anspannen, und zwey gemiethete Kerls bemächtigten sich des armen Vervils, und trugen ihn in die Kutsche, die eilig fortrollte.

Vervil war einigemahl unter der Reise ganz außer sich, aber sein Vater machte sich nichts aus der Sache, und dachte, daß Zeit und Umstände alles ändern würden.

Allein kaum war Vervil in dem Schooße seiner Familie, als Kummer und Verdruß den Unglücklichen abzehrten. Die heftigsten Bewegungen seiner Seele, der innerliche Drang seines Herzens verursachte bald, daß Vervil, ganz von Kräften erschöpft, in den erbarmungswürdigsten Zustand kam. Ein heftiges Fieber zehrte die wenigen Kräfte des Jünglings vollends auf, und nach kurzen Tagen war sein Leben in Gefahr.

Wie eine Leiche lag Vervil ganz außer sich auf seinem Krankenbette. — Kein Laut entfloh seinem Mund, keine Klage über seinen elenden Zustand, nur hörte man zuweilen, daß er mit Adelaiden sprach. Bald werde ich dich sehen, rief er einst, bald werde ich immer um dich seyn können — meine Seele fühlt es schon, daß die Stunde nahe ist, in der ich diesen Körper ablegen werde — dann wird mein Geist bey Adelaiden seyn — sie auf dieser Durchreise, wie ein

Schutzgeist begleiten — und dann werde ich dich jenseits der Grube erwarten.

Alle Aerzte zweifelten an Vervils Wiedergenesung und einstimmig stellten sie Vervils Vater vor, daß sein Sohn ohne Adelaiden verloren sey. — Die heftigste Leidenschaft, sagten sie, ist die Ursache von Vervils Krankheit, nichts wird den Unglücklichen herstellen, als Adelaide.

Krankheiten der Seele heilt kein wohlthätiges Kraut, und die Arzney kennt keine heilende Wurzel für die Wunden des Herzens. —

Vervil ist verloren — so war die Sprache der Aerzte — und wie vom Donner getroffen, sank Vervils Vater auf seinen Lehnstuhl zurück.

In diesem Augenblicke war nun Vaterliebe in seinem Herzen, er vergaß alle Beweggründe seines Verfahrens, und die Natur siegte über Adel und Vorurtheil — die bittersten Vorwürfe erwachten in seiner Seele. — Ich Unsinniger! rief er auf, ich bin der Henker meines Kindes — ich bin's — unglücklicher Vervil! der Dich in diesen Zustand gesetzt hat. Ich habe Dir also das Leben gegeben, um es Dir wieder grausam zu rauben. — Ach! warum wollte ich denn die heiligen Bande trennen, die die Tugend knüpfte! — warum gab ich denn der Stimme des Eigennutzes Gehör! — warum dem Vorurtheil eines alten Herkommens! sind wohl Ahnen nöthig, um glücklich zu seyn? ist nicht die Tugend der älteste Adel? ach!

mein Sohn, mein lieber Sohn! ich werde Dich nicht lange mehr überleben — ich werde mich von einer Bürde zu befreyen wissen, die mich doppelt zu Boden drücken würde; sollte auch diese schwache Hand mir den letzten Dienst versagen, so wird der nagende Kummer mir die Wege zum Grabe öffnen.

So klagte Vervils Vater, und hob die Augen zum Himmel auf. Bald näherte er sich seinem kranken Sohne, bald legte er Vervils Hand in die seine; nun küßte er sie, und netzte sie mit Thränen; alle Anwesende waren gerührt durch diesen Auftritt — allein jetzt war nicht Zeit zum unnützen Weinen. Rettung forderten die Umstände, man stellte sie dem weinenden Vater vor, und er entschloß sich eilends nach der Hauptstadt zu reisen, um Adelaiden abzuhohlen.

Vervils Vater war nun bey Adelaiden. Mit dem wärmsten Gefühle schilderte er den unglücklichen Zustand seines Sohnes, und beschwor sie durch die Liebe, die sie für Vervil fühlte, ihm zu folgen. Adelaide sank in Ohnmacht, als sie Vervils Krankheit in Erfahrung brachte. — Vervils Vater wandte alle Mühe an, das unglückliche Mädchen wieder zu sich zu bringen; allein sie öffnete ihre Augen nur, um Thränen des Schmerzens zu vergießen.

Die Liebe, die sie gegen Vervil fühlte, beflügelte ihr Herz, es stieg der Wunsch in ihrer Seele auf, den Geliebten zu retten, aber ihre Tugend, die Achtung, die sie gegen ihre Mutter hatte, hielt sie wieder zurück. Finden Sie ein Mittel, fing sie an, mein

Herz zu dem Zuruf meiner Pflicht schweigen zu heissen! Ich bin bereit alles zu thun, was Sie von mir begehren, aber schützen Sie mich von der üblen Nachrede, und von ungleicher Auslegung meiner Handlung. Sie wissen, daß man die strengste Rechenschaft von jedem Schritte unsers Geschlechts fordert, daß der Verdienst eines Mädchens von der Sorge abhängt, die sie in Rücksicht ihrer Ehre bezeigt. Die Welt sucht den geringsten Schein auf, um uns in's Verderben zu stürzen, um unsern Ruf, um unserer Ehre zu schaden. — Was würde man von mir urtheilen, wenn ich meine Mutter verließ, meinem Geliebten nachzöge? — Bedauern Sie mich! Vervils Tod wird unzweifelbar den meinigen nach sich ziehen — aber ich werde doch seiner würdig sterben, und meine Ehre wird ohne Flecken seyn.

Vergebens dachte der redliche Alte auf alle möglichen Beweggründe, Adelaidens Grundsätze zu widerlegen; sie war unbeugsam. Vergebens fiel er ihr zu Füßen — vergebens nannte er sie bey dem süßen Nahmen einer Tochter — sie weinte — aber sie gab seiner Bitte kein Gehör. Adelaidens Mutter wurde durch die Thränen des unglücklichen Vaters gerührt. Deine Tugend ist zu streng, rief sie auf: Adelaide! — laß uns den Sterbenden retten! Ich werde Dich begleiten, meine Tochter, und werde die Schmähsucht durch meine Gegenwart schweigen heißen. Die Gottheit wird unsere gute Absicht segnen, und dem wieder sein Leben,

und seine Gesundheit schenken, der das Glück unserer Tage ausmachen soll.

Adelaide gehorchte den Vernunftgründen ihrer Mutter — und sie reisten ab.

Mittlerweile wandte man in Vervils Haus alles an, den Jüngling zu diesem Auftritt vorzubereiten; man sagte ihm, daß er Adelaiden bald sehen würde, daß sein Vater nicht mehr auf ihn zürne, daß er selbst abgereiset sey, um Adelaiden in seine Arme zu führen. Alle diese Reden waren Labsal für Vervils Herz. Adelaide kam, zitternd nahete sie sich ihrem Vervil, ihre Füße wankten, und sie war öfters gezwungen, Erhohlung zu suchen. Aber wie schrecklich war Vervils Anblick für Adelaiden, als sie die Todtenbläße auf des Jünglings Wange sah. — Erbarmung! schrie sie auf, und von der Schwelle des Todes rief diese Stimme den sterbenden Vervil zurück. Er öffnete seine Augen wieder — Adelaide! Geliebte meiner Seele! sagte er, bist Du es, die ich sehe, bist Du es? seelenvolles Mädchen! und ist es keine Täuschung? — Er sammelte alle seine Kräfte, und wollte seine matten Arme um Adelaiden schlingen, allein die Schwäche raubte ihm dieses Vergnügen. — Adelaide blieb immer an Vervils Seite, jeder stärkende Trank, aus heilenden Kräutern gepreßt, wurde ihm von den Händen seiner Geliebten gereicht, und nach und nach erholte er sich vollkommen wieder. — Nach sechs Wochen war Vervil voll-

kommen hergestellt, — und sein Vater traf schon alle Anstalt zu Vervils Verbindung.

Der glückliche Tag erschien, und Adelaide war Vervils Gattinn! Stunden der Seligkeit und des Vergnügens verfloßen in ihren Umarmungen, die Liebe schwächte sich nicht durch den Genuß, sondern die Freundschaft gab ihr neue Stärke. — Von Jedermann geliebt, von seinen Unterthanen verehrt, verlebte dieses selige Paar Tage der Wonne, und Beider Glück bestätigte die Wahrheit, daß der Himmel tugendhafte Sterbliche nicht unbelohnt läßt.

Anhang.

Er kommt zurück, so ruft der Widerhall:
Er kommt zurück, der Vater seiner Völker,
Und auf des Greisen Wangen zittert
Die Thräne, die der Liebe fließt.
Der Knabe eilt, verläßt sein Spielwerk,
Und will sehn, wo Titus ist,
Von dem der Römer ihm erzählte:
Wo Titus ist, der Fürst und Vater ist.
Ihr Römer, ruft des Jünglings Stimme,
Seht den, dem Römer heilig sind,
Seht den, von dem die Thaten sagen,
Daß Götter Ihn zum Fürsten wählten!

Das Blut strömt wallend durch die Adern,
Des Helden Wange färbet sich,
Sein Auge glüht, und der Gedanke,
Der einst mit großen Heldenthaten
Des jungen Römers Herz erfüllte,
Erfüllt mit Liebe seinen Busen,
Der ganz für seinen Fürsten glüht.
Das Kind wünscht sich des Jünglings Jahre,
Der Jüngling wünscht sich Mann zu seyn,
Der Mann, ein Held, und Jeder wünscht
Der Götter Wink, und Gut und Leben
Gibt jeder Unterthan für seinen Titus hin.
So dachten Römer einst, so fühlten sie,
So denken Baiern auch, so fühlen sie.

Sokrates und Alcibiades.

Ach sag mir, Sokrates! was ist die Tugend wohl?
So fragte in Athen den klügesten der Menschen
Ein Krieger, welcher Herz und Heldenmuth besaß.
Sag' mir: so fuhr er fort, sag', was die Tugend ist,
Mit der die Sterblichen sich so verwegen brüsten,
Und die der Mensch doch nur nach seinem Herzen lenkt,
Nach seiner Denkart schätzt, nach der Erziehung übt —

Sokrates! was ist ihr Lohn? — vielleicht, wenn die Geschichte
Der Nachwelt unser Bild und unsre Thaten zeigt?
Ist das ihr Lohn? wie eitel wär' er nicht!
Hör'. Alcibiades! erwiederte der Weise,
Die Tugend, glaube mir, ist keine Täuschung nicht;
Doch, Jüngling! wenn du willst Geschmack am Guten finden,
So übe Gutes aus, denn Uebung gibt Geschmack.
Dem Menschen ist die Weisheit immer nütze;
Die Schnellkraft unsers Geist's, sie gibt dem Herzen Muth.
Erfülle deine Pflicht, und lern' den Vortheil kennen
Im heiligen Genuß der süßesten der Freuden, und,
wenn du diese fühlst — so frag' dein eig'nes Herz —
Frag's, was die Tugend ist, und wie die Tugend lohnt?

Hans.

Eine Erzählung.

Hans war der einzige Sohn eines ergrauten, abgedienten Vaters, an dem nun sein eigenes Kind Vaterstelle vertreten mußte. Noch eine Schwester, Margareth, hatte er, die neben der Hausarbeit ihres

alten Vaters sorgfältige Wärterinn war. Kümmerlich nährte ihr kleines Feld drey edle Menschen, ein Paar Kühe und eine Ziege. Doch gaben sie treulich, was des Herrn war, und kümmerten sich mehr, ihre Abgaben zur Zeit entrichten zu können, als sie um ihr eigenes Leben besorgt waren. — Aber wann fehlt es dem tugendhaften Menschen, der Gott vertraut, und gerne arbeitet? — Hans arbeitete gerne, wurde von Jugend auf von seinen fleißigen Aeltern zur Arbeit gewöhnt, und Liebe zu seinem Vater, und Noth ernährten seine Freude zur Arbeit. Die ersten Strahlen der Morgenröthe sahen ihn schon auf dem Felde, und die Sonne war schon lange über die Berge hinunter, und Hans pflegte noch seines kleinen Landes. Oft arbeitete er beym Mondenscheine, und Gott ließ seinen Fleiß gedeihen.

Wenn er dann manchmahl, entkräftet und ganz mit Schweiß überdeckt, im glühenden Julius im Kühlen einer schattigen Linde sein karges Mittagbrot verzehrte, alle Nerven ihre Spannung verloren hatten, und die Natur ihn selbst in einen erquickenden Schlaf versenkte, dem er nicht mehr widerstehen konnte, dann bethete er allzeit beym Erwachen aus dem Grunde seines Herzens zu Gott: »Lieber Gott! Schenke mir die verlornen »Kräfte des vorigen Tages wieder, und lasse mich ja »nicht erkranken, damit ich arbeiten kann, daß mein »guter Vater, der auch für mich gearbeitet hat, nicht »darben darf, im achtzigsten seiner Jahre!« — Wann steigt wohl so ein Gebeth aus den Städten zum

Himmel? Da in den großen Häusern, wo man das Brod üppig verwirft, das der arme Landmann mit monathelanger Arbeit herschaffen muß: da, wo man die Tage verschwendet, und Nächte verschwelget, und nur von der faulen Musse ausruht, denkt man nicht, Gott um Kraft und Segen zu bitten.

So arbeitete Hans immer muthig fort, und nährte seinen guten Vater noch im neunzigsten Jahre. Nun näherte sich der gute Greis immer mehr dem Ziele; seine Kräfte verließen ihn, die Theile des Körpers arbeiteten nicht mehr zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, die Maschine zerfiel — der Vater hörte auf zu leben. Welch ein seliger Tod! —

Heiter und still, wie sein Leben war, verging er. Keine marternden Vorwürfe, keine schreckenden Bilder ängstigten seine Seele; sein Hinscheiden war nicht mit gräßlichen Zuckungen, und allen den Anzeigen eines schmerzhaften, selbst verschuldeten Todes begleitet. Er hatte seiner Jahre Ziel erstreckt, bis an die Grenzen der Natur gelebt.

O ihr! die ihr euer Leben muthwillig hinwerft, Jahre verschwendet, um eine wollüstige Minute zu genießen, sehet das schreckliche Sterben eines von euch; und gehet dann hin, und sehet einen Greisen, der nie den Lüsten gefröhnt hat, am Ende seiner Bahn!

Hans weinte bittere Thränen — Thränen des innigsten Schmerzes über einen geliebten Vater. Viele, deren Herz keine so hohe Tugend faßt, würden es

für Glück halten, einer solchen Bürde entledigt zu seyn; und die jungen Herren, die schon lange mit Ungeduld auf den erkargten Wucher ihrer Väter warten, um ihn eben so schändlich verschwenden zu können, als er erobert wurde, die lachen, wenn sie der Vater im Sommer seiner Jahre durch seinen Tod zu reichen Erben macht.

Aber Hans weinte aus biederem Herzen, und die Zeit, die freylich allen Schmerzen lindert, oft auch vergessen macht, hatte viele Tage daran zu setzen, um nur die Zäher dieses guten Mannes zu trocknen; doch im Innern der Seele zehrte noch der geheime Schmerz an seiner Ruhe.

Nach einigen Wochen kam seines Nachbars Sohn, ein blühender, rüstiger Bursche, dessen Vater ein schönes Stück Vermögen besaß, aber dabey ein herzlich guter Mann war. Velten hieß er, und Franz sein Sohn. — Ihm hatte schon lange die zärtliche Sorgfalt gefallen, mit der die beyden Kinder, Hans und Margareth, ihres lieben Vaters pflegten, ihr Fleiß und ihr stilles, schuldloses Leben. Sie waren gute Nachbarn zusammen, und Velten that ihnen viele freundliche Dienste. Er half ihnen bald mit Saamen in Mißjahren, schenkte ihnen Dünger, besuchte sie selbst gar oft an heiteren Abenden mit seinen Kindern, wo dann die beyden Väter die verflossenen Jahre aus der Vergangenheit hervorzogen, ihr Leben durchschauten, sich nun freuten der wenig genossenen Freuden, und der Leiden, die sie

duldeten. — Da theilten sie ihren Kindern ihre gesammelten Erfahrungen mit, lehrten sie die Wege des Schicksals kennen, und mahnten sie zur stätigen Tugend.

Margareth war schön unter den Töchtern des Landes, und ihr Herz war gut, und noch unbekannt mit der Liebe; denn es war noch zu voll zärtlicher Triebe der Kindesliebe, zu sehr mit der Sorgfalt für ihren Vater beschäftigt, als daß sie zu einer fremden Liebe Musse gefunden hätte. Franz war auch gut, und sein Herz hegte nicht den thörichten Wunsch nach Reichthum. Er war selbst arbeitsam und häuslich, und hatte, was er brauchte, in Fülle.

Er sah schon lange der guten Margareth häuslichen Fleiß und treuliche Sorgfalt für ihren Vater mit herzlicher Freude an, und sagte seinem Vater — denn er hatte nichts vor ihm geheim — daß es ihm so wohl gefiele, und daß er wohl wünschte, mit so einem Mädchen, wie Margareth, zu leben. »Und warum nicht sie selbst, sagte der alte Velten? — Ja, wenn ich auch wüßte, daß sie mich haben möchte? — Das mußt Du versuchen, versetzte ihm Velten. Geh' hin und sage ihr, Du wollest theilen mit ihr, was Dein ist, sie solle auch mit Dir ihre Liebe theilen. Franz ging hin zu Margreth, und erhielt, was er begehrte. In einem Hui sprang er über Feld und Zaun und Graben hin zu seinem Vater, und schüttete da seine Freude aus, und wußte sich vor Wonne kaum zu geberden. — Velten

ließ Anstalt in seinem Hause zu einem fröhlichen Mahle machen, und Hansen und Margareth zu Tische hohlen.

Hans war immer sehr traurig. Der Gedanke, sich von seiner Schwester trennen zu müssen, versenkte ihn in die bitterste Schwermuth. Er aß wenig, und nach aufgehobenem Tische trat er hin mit thränendem Auge, und sagte zu seiner Schwester: — Liebe Margareth! Dein Glück freut mich so sehr, daß ich gerne das Unglück, mich von Dir trennen zu müssen, vergessen will; Du hast es verdient, gutes Mädchen! Um der Liebe willen zu unserm Vater, und Deines Fleißes und Deines guten Lebens willen. Aber verzeih mir, Kind! wenn es mich schmerzt, daß ich Dich verlieren soll. Das Gütchen, das uns unser guter Vater hinterließ, gehört nun Dein und mein; doch keines kann mit der Hälfte davon bestehen; gib mir also den Antheil, der mich trifft, heraus, und ich will irgend bey einem Bauern als Knecht dienen, bis mir Gott was Besseres schickt. — Margareth weinte, und Alle, Alle weinten.

Und nun entstand ein edler Zank unter ihnen; kein feindseliger Streit, den die Habsucht in filzigen Herzen anfacht, und der die heiligsten Bande der Gesellschaft trennt; es war der Streit der gesellschaftlichen Liebe. — Margareth wollte den Vorschlag nicht annehmen; Franz drang mit Ungestüm darauf, daß er Hansens kleines Gut mit einem Geschenke von ihm vergrößern wolle, und Hans bestand auf seinem Entschluße. Velten stand dabey als ein stummer Zeuge in

dem seligsten Entzücken über einen so herrlichen Anblick; die Freude war so voll in ihm, daß er alle Fassung verlor.

Die holde, muntere Lise, Franzens Schwester, konnte sich nun nicht mehr bergen: sie lief hin zu ihrem Vater, und bath: ach! — wenn Hans dienen soll, nehmt ihn doch zu euch, damit er zu keinem Bauer kommt, der ihn hart hält.

Nein, nein! er soll sein Gütchen behalten, versetzte Margareth. Und das nehmen, was ich ihm geben will, fiel Franz ein; und so ging der Zank von neuem an. Am wenigsten war Lise damit zufrieden. Sie stand in einer Ecke der Stube, hielt die Schürze vor das Gesicht, und weinte.

Nun sah Velten etwas klärlicher ein, wo es ihr fehlen möchte. Meine lieben Kinder! sagte er, das thut nicht gut, ihr werdet euch so in Ewigkeit nicht ausgleichen. — Hansen fehlt es an einer guten Partie, und dann braucht er euch alle nicht. He, Hans! weißt Du Dir nichts in der Gegend herum? — Wie Ihr fragt, lieber Velten! versetzte Hans; wie hätte ich mich je um eine Liebschaft bewerben können, da ich nie es wagen durfte, um ein vermögliches Mädchen freyen zu wollen, weil ich ihr nichts daran setzen konnte. Wie aber, wenn es eine gäbe, die Dich liebt? — Ich müßte sie erst kennen. Nun komm her zu uns, Lise! sagte Velten, zog sie noch weinend aus der Ecke hervor, und stellte sie

Hansen gegenüber. Du willst sie kennen lernen, Hans! sagtest Du; nun, könntest Du einig werden mit ihr? —

Hans staunte, und wußte nichts zu sagen. Velten wandte sich zu seiner Tochter, und fragte sie, ob sie wohl Hansen zum Mann möchte? O ja, lieber Vater! rief sie, und die Freude lachte aus jedem ihrer Gesichtszüge. — Und warum sollte ihr Mund nicht das Ja bekannt haben, das ihr Herz schon lange gesagt hat? — Ein unschuldiges Bauernmädchen kennt die Theatergrimmasse nicht, zu stocken, zu erröthen, und das, was man schon längst gewünscht, verläugnen zu wollen.

Nu, Hans! gilts? fragte Velten, und Hans, der nun bisher seinen Sinnen nicht genug getraut hatte, konnte nicht Ausdrücke der Freude genug finden. Ey, sagte er, das freut mich, meine Kinder! — Gott hat mir so viel beschert, daß ich meiner Lise ein Sümmchen geben kann, womit ihr euch ein Gut kaufen könnt, das euch mit Gottes Segen und eurem Fleiße wohl so viel einträgt, daß ihr auch euren Kindern einmal was geben könnt. — Ich brauche für mich nichts mehr. Ihr habt eurem Vater so wohl gethan, ihr werdet auch mir nichts mangeln lassen.

Nie ward vielleicht ein Band edler geknüpft als dieses; nie fand sich vielleicht so wahre, selige Eintracht der Herzen, ein so inniger Freude volles Gemüth, als bey diesem ländlichen Bündnisse. Ihre Herzen waren voll der seligsten Wonne, und was ausströmte, war freudigster, wärmster Dank zum Allvater der Güte.

Die ganze Nachbarschaft hatte die guten Leute lieb, und alle Nachbarn in der Gegend, die es gar bald erfuhren, was Hansen und Greten für ein Glück zugestoßen sey, kamen herbey, und bezeugten ihre ungeheuchelte Theilnahme der Freude bey Hansens fröhlichem Feste.

Und als Hans die ersten segenvollen Garben flocht, der Wiesen bunt geflecktes Grün die Sense erwartete, und sich der Schäfer der Erstlinge seiner kleinen Herde freute, da freute sich Hans auch des Erstlings seiner glücklichen Liebe, und weinte im seligsten Entzücken stummen Dank zu Gott für all den Segen, den er ihm bescherte.

So ging es das andere und dritte Jahr, und all sein Fleiß gedieh zur reichen Ernte.

Hans fand sein Gütchen, als er es kaufte, ganz verödet; sein voriger Besitzer hatte es schlecht gepflegt, und ließ es durch Nachläßigkeit ganz eingehen; allein durch Hansens Fleiß wurde es in kurzer Zeit wieder in den blühendsten Stand gesetzt.

Sein Beyspiel belehrte alle Nachbarn, und ermunterte sie zur Arbeit. So oft ihm ein Kind geboren wurde, pflanzte er einen schattenreichen Baum um seinen Hof. Er erzog sich einen schönen Obstgarten, davon man bey seinem Vorfahren kaum eine Spur sah, und besetzte von Zeit zu Zeit die Stelle der verdorrten Bäumchen mit neuen Sprößlingen. Nebenbey legte er sich, so viel Acker und Herde Zeit ließen, auf die

Bienenzucht, war glücklich damit, und zeigte so im Kurzen den übrigen Bauern, wie nützlich sie sey.

Es gab viele, die minder vermöglich waren als er, ja Arme sogar, und sie gingen doch in die Schenke, und verzehrten oft, wenn sie zur Stadt fuhren, die Hälfte der Losung; allein Hans ging niemahls zu Bier, und lebte so sparsam wie vor.

Er pflegte oft zu einigen jungen Bauern zu sagen: Liebe Brüder! wie mögt ihr doch die Früchte eures Schweißes für etwas hingeben, das euch so entbehrlich ist? — Da sitzt ihr einen halben Tag hin in die Schenke, und trinkt; trinkt nicht allein, ihr spielt auch, und sag' mir Einer, ob er sich nie beym Spiele gezankt hat? — Welche Folgen! — Ihr schändet Gottes festlichen Tag mit blutiger Feindschaft, verderbt eure Gesundheit, nehmt euch selbst die Kräfte zur Arbeit und Erfüllung eurer Pflichten, verkürzt euch das Leben, stehlt euren Kindern die letzten Nothpfennige, indem ihr nicht nur euer Geldchen vertrinkt und verspielt, sondern auch durch eure Zänkereyen bey Gericht in Strafe verfallt, und wohl auch manchmahl dem Bader eine hübsche Nachzeche bezahlen müßt; und dann zuletzt noch, was bleibt euch von eurem tollen Vergnügen? Nichts, als bittere Reue! — Seht! ich bleibe hübsch zu Hause, und wenn ich mir gütlich thun will, laß ich mir süße Milch und frische Butter bringen — die ihr auch habt — esse mit meinem Weib und Kindern das Abendbrod dazu, und bin im Schoo-

ße meiner Familie recht herzlich vergnügt. — Oder ich gehe mit all meinen Leuten zu meinem alten Schwiegervater, wo ich Franzen und meine liebe Schwester finde; da setzen wir uns alle ins Grüne, erzählen uns einander unsre Tagsgeschichten und die lustigen Streiche unserer losen Buben, freuen uns ihrer, und sind da so lustig, so — ach! gewiß froher als ihr in der lärmenden Schenke. — So vergeht uns der Abend im fröhlichen Scherze, wir gehen heiter und gesund zu Bette, und haben neue Kräfte zur Arbeit erhalten, die ihr muthwillig verschwelget.

Und wie thöricht seyd ihr nicht, wenn ihr in der Stadt euer Geld verzehrt! — Ha! heißt es: können die Schufte noch so groß thun; muß ihnen so arg noch nicht gehen, — denn da ist man immer gewohnt, von fünfen auf tausende zu schließen.

Hansens gutgemeinter Rath, mit seinem eigenen Beyspiel begleitet, war nicht ohne Wirkung. Hie und da nahm sichs Einer zu Herzen, dachte nach, und fand, daß Hans nur zu wahr geredet hatte, und besserte sich. Mancher hatte ihm dadurch sein Aufkommen zu danken, und das vervielfältigte Beyspiel reitzte. Zwar waren Wirth und Amtmann sehr unzufrieden, und hätten sich gerne an Hansen dafür gerächt, wenn sie an ihn gekönnt hätten. O wie hart, daß diese Leute vom Vergehen leben müssen! —

Mit der Zeit wuchs die Familie immer stärker an, und das Gütchen würde sie bald nicht mehr ge-

nährt haben. — O wie freute sich Hans da seiner Sparsamkeit! — Mit der mäßigen Summe, die er sich während der Zeit erhaust hatte, kaufte er sich ein paar Aecker und eine große Wiese zu seinem Gute, und sah sich nun in den glücklichen Stand gesetzt, mit seinen Kindern keine Noth leiden zu dürfen. Ja, durch seinen Fleiß und Gottes reichlichen Segen unterstützt, genoß Hans oft das selige Vergnügen, Gutes zu thun.

O wie gut ist es, sagte er oft zu seinem Weibe und den Kindern, fleißig und wirthlich zu seyn! Ihr seht, ohne dem müßten wir darben, oder von der Gutherzigkeit eines Andern das ersetzen, was wir an Fleiß und Sparsamkeit mangeln ließen. — O wie schwer würde mir das fallen! — Kinder! arbeitet lieber, daß euch der Schweiß stromweis von der Stirne fließt, als daß ihr hingeht zu eures Nachbars Thür, und da um die Ueberreste seines Fleißes bettelt. Seht! das hab' ich nun nicht nöthig; ich habe es vielmehr so weit gebracht, daß ich eines Andern Noth steuern kann. — Wie wehe würde es meinem Herzen thun, wenn ich die Thräne des unglücklichen Nothleidenden, vergebens geweint, müßte in Staub versinken sehen, und ich sie mit meinen Händen nicht trocknen könnte! Was ist ein Monat Arbeit gegen eine einzige süße Viertelstunde, wo ich die Wonne fühle, des Andern nagenden Kummer gelindert, ihn durch meine kleine Gabe zur neuen Thätigkeit ermuntert zu haben, und — noch allzeit war Gottessegen dabey — ihn wieder so glücklich zu se-

hen, daß er keiner Hilfe mehr bedurfte. Kinder! arbeitet! — Die Arbeit hält uns gesund, und macht uns das Leben erträglich.

So sprach Hans oft zu seinen Kindern, und die Grundsätze, die er ihnen beybrachte, las er in keinem Buch — er fühlte sie in seinem Herzen und der Saame, den er ausstreute, fiel auf kein dürres Erdreich.

Seine Söhne folgten seiner Lehre treulich nach. Als sie groß und stark zur Arbeit wurden, dienten sie hie und da bey einem braven Bauern als Knechte, und das ganze Dorf liebte sie.

Welch eine Freude für den guten Vater in seinen alten Tagen! — Dem Staate fünf wackere Jungen verschafft zu haben, die die sicherste Hoffnung an sich blicken ließen, ein Völkchen zu pflanzen, das seines edlen Urgroßvaters würdig wäre.

Die Familie war ein anziehendes Beyspiel für die ganze Gegend. Jeder gute Vater stellte seinen Jungen Hansens Söhne vor, jede gute Mutter ihren Mädchen Lisens Töchter.

Aber Hans lebte nicht immer in Freuden; auch trübe Tage mischten sich unter die heitern, und verbitterten ihm tausend fröhliche Stunden. Es gab nichtswürdige Taugenichtse, die ihr Hab verschwendet hatten, und Hansen nun um die Früchte seines Fleißes neideten. Er mußte, wie mancher gute ehrliche Mann, unter dem Druck der Verfolgung seufzen. Zweymal legten Bösewichter in seinem Hause Feuer, und zweymal

brannte es vom Grund weg. Ihn schmerzte die Bosheit der Menschen, er vergoß bittere Thränen über den Verlust, denn der Schweiß vieler Jahre verbrannte mit; er duldete, und murrte nicht wider Gottes Geschick. In seinem fünfzigsten Jahre erlebte er noch das blutige Elend des Krieges. Er mußte, wie alle Inwohner des Dorfes, Freunden und Feinden Quartier geben, und Freund und Feind vereinigten sich zu des Landes Verderben. O wie schmerzlich fiel ihm der Uebermuth dieser unbändigen Menschen! wie schwer fiel es seinem Herzen, wenn er die mühsam gesammelten Früchte seines Fleißes in Uebermuth verzehren sah, und nicht sagen durfte: Räuber, das ist mein! —

Er sah mit zagendem Blicke die schwere Bürde an, die er auf sich laden mußte; aber er trug sie, und fiel nicht. —

Armer Landmann! wie traurig ist dein Loos hienieden! — Du, aus dessen schwieler brauner Hand Nahrung und Luxus für den leckern Städter gedeihen muß, du! dem wir alles, was unsere Bedürfnisse befriedigt, was unsere Bequemlichkeit fördert, zu danken haben; du! der erste verdienstvollste Bürger im Staate, der allgemeinen Achtung würdig; — und doch so wenig geschätzt — oft so niedrig — niedriger als Thiere behandelt, — den gröbsten Beleidigungen niederer Sklaven eines faulen Städters preis gegeben! Unbekannt und vergessen blühest und welkest du dein Leben hin, und dein Verdienst wird verkannt.

Ja, man zweifelt sogar in den Städten, ob wohl je der Landmann großer Menschenthaten fähig sey.

Unter allen den Neidern, die des guten Hansens ehrlichem Fortkommen feind waren, war Märten der ärgste. — Ein grober feindseliger Mann, voll arger Tücke, dem es die größte Freude war, die Bauern aneinander zu hetzen, und Meutereyen zu stiften; der jede Gelegenheit ablauerte, die Ruhe irgend einer glücklichen Familie zu stören, und dann mit Satansfreude in seine Schelmenfaust lachte, wenn Sohn gegen Vater, Weib gegen Mann, Bruder gegen Bruder, von ihm gereitzt, kämpften, und Glück und Ruhe aus einem Hause flohen, wo er sein böses Wesen hatte. Mit finsterm trüben Blicke, den er nie gen Himmel zu heben wagte, schlich er auf der Gasse umher, scheute das Begegnen eines ehrlichen Mannes, und nahm seinen Gang auf unbetretenen Wegen.

Faul und unthätig zu allem Guten, überließ er die Pflege seiner Felder gedungenen Knechten, die sichs dann nach dem Beyspiel ihres Herrn auch nicht zu sauer werden ließen; und so mußte es denn um ihn immer schlimmer werden. Dabey schwärmte er täglich von einer Schenke in die andere, hatte mit Spielern Gemeinschaft, die keines bessern Herzens waren als er, und schändete mit Schwelgen die Tage seines Lebens. Man kann sich leicht denken, daß es im Hause um kein Haar besser stehen mochte. Wo der Mann, das Haupt

der Familie, ein Nichtswürdiger ist, werden auch die Glieder nichts taugen.

Das Weib, die ihm einige hundert Gulden zugebracht hatte, womit sie sich mächtige Dinge einbildete, glaubte mit ihrem Manne ein gleiches Recht zu haben, sich vollends zu Bettlern aufzehren zu können. — Unterdessen, daß ihr Mann in der Schenke saß, zechte und schmausete sie zu Hause mit einigen Weibern von ihrer Bekanntschaft, verbuhlte einen ziemlichen Theil mit liederlichen Burschen, und beging alle die schändlichen Ausschweifungen, die man in Städten häufiger findet. — Märten hatte zwey Söhne, die aber beyde wegen ihres zügellosen Lebens zur öffentlichen Strafe ins Zuchthaus und zur Schanzarbeit verurtheilt wurden. Allein das krümmte den Aeltern kein Härchen; auch ließen sie sich deßwegen nicht geringer ansehen, als sie zuvor im Dorfe angesehen waren. Noch ein Töchterchen hatte er, ein Mädchen von zehn Jahren, das in jeder andern Hand das beste Mädchen geworden wäre; so viel lag von Natur des Guten Keim in ihr; aber der Keim des Guten wurde mit mörderischem Frevel in der jungen Brust erstickt; und der des Bösen in die schuldlose Seele gepflanzt. Schon in ihren Kindesjahren war das Mädchen die ausgelassenste frecheste Dirne, der Abschaum aller Gassenkinder im Dorfe, und jedes Haus, wo man nur um ein wenig besser dachte, schloß vor diesem garstigen Kinde die Thüre zu, und verboth den seinigen, Gemeinschaft mit ihr zu haben.

Märten und seine Familie waren der Gegenstand der allgemeinen Verachtung, des allgemeinen Abscheues, und man sprach nie davon, als um einander vor diesen Leuten zu warnen. Jeder Hausvater stellte seinen Kindern dieses schreckliche Beyspiel vor Augen, wenn er ihnen das Laster, die Folgen und die Strafe in seiner fürchterlichen Gestalt zeigen wollte, so wie er ihnen im Gegentheile, wenn er ihnen die Schönheit der Tugend, ihren Werth und Lohn pries, Hansen und sein Haus darstellte. — Es wurde sogar zur allgemeinen Sitte im Dorfe, daß jeder Vater am Tage, da eine Vermählung sollte angestellt werden, seinen Sohn mit Zähren bat: Junge! wenn du nicht schon zu den Verworfenen gehörst, die des Vaters Jahren mit Ungeduld nachrechnen; wenn du nicht willst, daß meine Tage sich kürzen, und mein Fluch auf dir liege, so werde kein Ungeheuer unter den Menschen, wie Märten; fliehe alle seine Freunde, und eiskalter Schauer fasse dich jederzeit bey dem Gedanken, daß du Mensch bist wie er, und hinsinken kannst wie er; zittere, wenn du den schlangenbesäeten Nebenweg zum grausen Abgrund vor dir siehst, auf dem sich Märten verirrt hat! Lasse dir von Hansen seine Geschichte erzählen, höre sie, so oft du kannst, von ihm, und präge sie tief deiner Seele ein, sie ist dir nach Gottes Wort die heilsamste Predigt! Und jede Mutter bat ihre Tochter, wenn sie sich entzückt im Brautschmucke sah, noch am letzten Abend mit Zähren: —

Sieh! du trittst jetzt einen Stand an, in dem auch Märtens unglückliches Weib in deinen Jahren, vielleicht eben so unschuldig getreten ist; sey nicht stolz auf deine Kräfte, und trage keinen Hochmuth im Herzen, denn du kannst fallen, wie Märtens Weib fiel. — O wie mir der Gedanke alle die Freude verbittert, die du mir heut am Brauttage machst! — Wenn noch Kindesgefühl und Mutterliebe in deinem Herzen schlägt, wenn du noch Würde darin fühlst, die Tochter eines ehrlichen Weibes zu seyn, die viele rastlosen Stunden, viele mitternächtliche Sorgen deiner Pflege geopfert hat, werde nicht, was Märtens Weib ist! — Sieh! Verachtung und Abscheu begleiten nun ihre Schritte; man flieht sie, und immer, immer wird sie das Schreckenbild bleiben, das Mütter ihre Töchtern vorhalten, um sie vom Sündenwege abzumahnen. — Zittere vor dem ersten Schritte zum Laster; mit dem ersten sind auch alle übrigen zum nahen Abgrunde gethan!

So sprach jeder Vater zu seinem Sohn; jede Mutter zu ihrer Tochter.

Darob wurde aber Märten nicht besser; es ärgerte ihn, aus dem Zirkel guter Menschen sich ausgeschlossen zu sehen; zu sehen, daß es andern wohlging und er sich immer mehr dem Elende nahte, das ihm seine Ausschweifungen, seine Bosheit bereitete. — Je mehr man die beyden Häuser, Hansens und Franzens seines, im Dorfe schätzte, desto mehr wurde er gegen sie erbittert, und sann bey dem holden Tages-

licht und in den schwarzen Stunden der Mitternacht, wie er ihnen schaden könnte; sann ein Bubenstück aus, das ihm die Freude machen sollte, gute Leute unglücklich zu sehen.

Es gab viele Leute im Dorfe, und selbst unter denen einige, die man nicht unter Hansens und Franzens Feinde zählen konnte, und die es nicht begriffen, wie Hans bey den schweren Zeiten, bey vielen erlittenen Unglücksfällen sich noch so schwingen konnte, daß er unter allen seinen Nachbarn beynahe am Besten stand. Aber die guten Leute verstanden sich auf die Goldmacherey nicht so, wie sich Hans darauf verstand, der seinem Kopf und seinen Händen immer was zu schaffen zu geben wußte. Sie berechneten die verworfenen Ausgaben nicht, die Hans sorgfältig vermied, der jeden Kreuzer zum Gulden anwachsen ließ; auch hatte Keiner so viel Geschicklichkeit und Eifer, Alles auf seinem Gute anwendbar und nützlich zu machen. Daher gab sein Aufkommen Vielen zu reden, und Märten war dieß Gerede willkommen.

»Ha! dachte er, nun hab ich's, nun muß er »fallen, und wenn er fest stünde, wie die Eiche im »Walde, die schon Jahrhunderte den Stürmen getrotzt »hat. Ich will einen Sturm über ihn erregen, der den »Mächtigen von der Wurzel aus stürzen soll.«

Er dacht's, und ging mit kochender Galle an das Werk der Bosheit.

Er hatte nur noch ein Stück Feld übrig; das

verpfändete er um die Hälfte des Werths, und kaufte sich Waaren dafür, die im Lande verbothen sind.

Gesellen der Bosheit finden sich leichter um schändliche Miethe, als die Tugend den Rechtschaffenen findet auf Hoffnung künftigen Lohnes. Auch Märten fand sie, eilte mit ihnen des Nachts, als unbesorgt vor feindlichen Tücken der ehrliche Mann in den Armen des Schlafes von des Tages Lasten ruhte, hin auf Hansens Hof, und verbarg sie theilweise in die Scheune, und unter das Holz, — und floh mit den Helfern der Satans-That über Felder und Zäune, und jagte, wie Kain, den Gottes blutige Rache verfolgte, davon.

Kaum graute der Morgen, kaum trat die Sonne, mit trüben Wolken verschleyert, sich schämend der Nacht, wo eine schändliche That verübt wurde, da sprang Märten hastig vom Lager; noch glimmte die Rache im Busen. Auch Hans verließ die Stätte der Ruhe und eilte aufs Feld, und ahnte nicht den schändlichen Trug, den sein Haus verbarg, und das Unglück, das seiner wartete.

Märten ging hin zum Richter, und sagte: Ich habe die Nacht — es war schon nahe an der Hälfte — Männer, die gebückt unter dem Joch einer schweren Last über die Langwiese gingen, auf Hansens Haus zugehen sehen; doch was sie weiters gethan, und wer sie waren, weiß ich nicht: wollte es auch nicht untersuchen; denn ich denke nicht, daß Hans mit

Leuten zu thun hätte, der er sich des Tags schämen sollte. So sagte er, und ging, jauchzend im Busen, daß ihm sein Stückchen gelang.

Die häusliche Lise bereitete eben den Brey in der Küche zum Frühstück, und hohlte geronnene Milch aus dem Keller dazu, und ihre beyden Töchterchen, Trude und Hannchen, trugen ihr Holz in die Küche, und Wasser, und warteten aufmerksam dem Winke der Mutter zu neuen Geschäften. — Da schmiegte sich Trudchen hin an die Mutter, und schmeichelte ihr, und bath: Ey Mutter! lege mir heut besonders ein Stück Butter auf's Teller zum Brey; du weißt, wie sehr ich ihn liebe: nicht wahr, du thust es? — und ein gefälliger Wink von der Mutter freute das Mädchen, daß sie hüpfte und jauchzte, als hätte sie Goldes gewonnen. Nun lief sie munter, scheuerte die Stube, und deckte den Tisch.

Nun kam auch Hannchen, geschmeichelt von der Mutter Bereitwilligkeit, mit der sie Trudchen willfuhr, und bath: doch Hannchen bath mehr. — Liebe Mutter! sagte sie, du bist recht gut, und hast mich auch lieb: Sieh! Vronchen, das weißt du, ist krank, aber doch nicht so sehr, daß ich mich fürchten müßte, und die hat mich so lieb, und ich sie auch, daß sie mich gestern durch die Großmagd zu sich bath, und ich versprach ihr zu kommen; bey Mund und Hand versprach ich's; und wenn ich nun heute nicht Wort hielt? — Aber erst will ich dem Vater das Mittagmahl bringen, und der läßt es gewiß auch angehen.

Noch blickte das freundliche Auge der Mutter kein Ja ihr zu; und seufzend hob Hannchen den flehenden Blick zur Mutter empor, und schien fast zu weinen. Nun, darf ich? sagte sie wieder, und zupfte sie sachte am Rock: Wenn Du mich nicht gehen läßt, so weine ich Dir den ganzen Tag. Das arme Vronchen! — Hannchen weinte. — Nun, sagte die Mutter, der Base und Vronchen zu lieb, laß ich Dich gehen, aber trotzig weinen mußt Du nicht mehr, wenn Du nicht gleich erhältst, was Du willst. —Schnell blickte Hannchens Auge wieder heiter, die Thränen waren getrocknet — ach! trocknen auch Thränen des Schmerzes so schnell? — und freudig sprang das muntere Mädchen zu den Geschäften des Morgens.

Auch in der Mutter Busen klopfte die Freude über ihre guten Töchter, und eine zärtliche Thräne stieg ihr ins Auge, und ein Wunsch zum Himmel empor: Ach! Vater der Menschen! lasse sie in Unschuld und Freude zu Bräuten erwachsen, und mache sie glücklich wie mich und lasse sie fühlen die Mutterfreuden, die Du mir, Vater der Güte, schenkest! —

Und nun, da in aller Herzen Friede und Wonne genossen war, da in aller Herzen Dank zum Schöpfer für seine Güte — Freude und Dank strömte — nun trat das Gericht mit seinen Dienern, mit Hunden und Waffen in fürchterlichem Anzug in die Hütte, wo Unschuld und Tugend wohnten, um da Verbrechen zu suchen, wo keines ist — Verbrecher zu fesseln, wo

schuldlose Seelen in Frieden und häuslicher Ruhe der Last des Kummers und des Tages Arbeit trotzen, und sich ihres Daseyns freuen.

Wie ein Blitzstrahl fuhr's Lisen durch die Seele, als sie den Beamten in dieser fürchterlichen Begleitung sah — in ihrem eigenen Hause sah. Die guten Töchterchen fürchteten sich vor den zähnefletschenden Hunden, und den grimmigen Gesichtern der Schergen und Häscher, schmiegten sich an ihre bebende Mutter, und verbargen ihr thränendes Angesicht hinter der Schürze. Nun wurden alle Ausgänge des Hauses auf das schärfste bewacht, um ein wehrloses Weib und zwey unmündige Kinder zu fangen. Zwey Häscher mit Hunden wurden um Hansen aufs Feld hinausgeschickt. Der sah sie — sah sie auf sich zugehen und erblaßte; denn fremd und gräßlich war ihm der Anblick, und sein Herz konnte ihm nicht sagen, warum sie kamen. —

Sie schleppten ihn, gebunden, wie einen Mörder und Straßenräuber, mit sich fort, und achteten nicht seiner Fragen und Bitten, nicht seines Flehens; — sie schleppten ihn fort.

Der Beamte, der ihm von jeher nicht unhold gewesen, ihn selbst als einen ordentlichen Mann liebte, sagte ihm in freundlichem Tone: Hans! laßt Euch das nicht erschrecken, was um euch vorgeht; seyd Ihr unschuldig, so soll es Euch kein Härchen kosten. Man hat mir hinterbracht, Ihr hättet Kontrebandwaare im Hause. — Das war wieder ein Strahl der Freude in

Hansens schuldlose Seele. Sonst nichts als das, gnädiger Herr? rief er auf. — Durchsuchen Sie nur das ganze Haus, und wenn Sie pfennigswerths finden, so will ich all mein Hab und Gut verloren geben. Die heitere, ruhige Miene, die Sicherheit, mit der Hans dieß sagte, beruhigte selbst den Beamten.

Nun kehrte er auch zu Lisen, die noch immer sprachlos und betäubt da saß; ihr Herz klopfte mächtig; — ach! es ahnte das nahe Unglück, und ihr nasses Auge sah trüb und starr gen Himmel. Hans richtete sie auf, suchte sie durch eine Erklärung dessen, was vorging, zu beruhigen, und es gelang ihm.

Nun wurde das Haus der Kreuz und die Quer durchsucht, und man fand nichts. Man suchte weiter, ging in die Scheune, und Hans mit kühnem Schritte mit, durchwühlte Alles, und fand. — Der Beamte gerieth in heftigen Zorn, und sagte zu Hansen: Ha! Heuchler! Du wolltest mich belügen! — Hans sank stumm und sinnlos zu Boden, als wäre er unter der mächtigen Hand des Todes gestürzt.

Und nun entdeckte sich Alles, was Märten, der Bösewicht, in Hansens Scheune und Holz versteckt hatte.

O die Unmenschen! — Das war Alles, was er hervorbringen konnte, als man ihn wieder zu sich brachte.

Der Beamte ließ Alles zusammenpacken, befahl einem Knechte, es auf einen Wagen zu laden, und Hansen darauf zu binden, und ihn so mit seiner eigenen Fähre in die Frohnfeste zu bringen. — Umsonst

rang Lise die Hände, flehte, und weinte, und schlang ihre Arme um ihn. Sie wurde weggerissen; vergebens hingen die Kleinen an ihm, und bathen; mit trotziger Miene schleuderte sie Einer weg, daß sie entlang den Boden hinfielen, und weinten und wimmerten. Hans mußte fort, und Jammer und tobender Schmerz blieb im Hause zurück, und in den Herzen derer, die ihm nicht folgen durften.

Diese traurige Begebenheit wurde selbigen Tag noch in der ganzen Runde um Hansens Nachbarschaft kund; und ein buntes verworrenes Gerede von Wahrem und Falschen, Guten und Bösen, lief in der Gegend umher, so wie die Nachricht bald einem wohlwollenden Menschen, bald einem neidischen, niederträchtigen Verläumder zu Ohren kam. Die Meisten bedauerten den ehrlichen Mann, und Alle die ihn kannten, wollten es gar nicht einmahl glauben. Zum ersten erfuhr Franz, sein Schwager, das klägliche Geschick seines Freundes.

Als Lise sich aus ihrer ersten Betäubung, worein sie der wüthendste Schmerz geworfen hatte, wieder zu Sinnen half, nahm sie ihre Kinder, und lief — das war ihr erster Gedanke — hin zu ihrem Schwager, und klagte ihm ihren Verlust. Lange stand sie in der Stube mit zerrauften, fliegenden Haaren, mit so fürchterlichem Aussehen, daß sich Alles ob diesem Anblick entsetzte, ehe noch ein vernehmlicher Ton auf ihre Lippen kam. Sie weinte, heulte, schrie, rang schmerzlich die

Hände, und alles, was sie sagen konnte, war: Gott! Gott! mein Mann! — Und die Kinder weinten mit, und ein lautes Klaggeschrey erfüllte die Stube.

Endlich, als Franz erfuhr, wie schändlich seinem unglücklichen Freunde mitgespielt worden, bemächtigten sich Schmerz und Zorn seines Herzens, der die Todtenbläße wieder von dem Gesicht verdrängte, die es bey dem ersten schrecklichen Ansehen seiner Schwester überzogen hatte. Er lief wie ein Rasender in der Stube herum, und, hingerissen von Leidenschaft, schwur er dem Schändlichen, der diese Bosheit an Hansen begangen hatte, unversöhnliche, blutige Rache, denn sein Herz würde sich von keiner Zunge haben überreden lassen, daß Hans so niederträchtig, so vergessen seines Wohls und seiner Familie seyn könne. Der alte Velten, den nun bereits Körper= und Geisteskraft zu verlassen anfingen, schien fast vor Schrecken des Todes zu seyn. Zum Glück war Grete mit zwey ihrer Kinder nicht zu Hause, denn der Schmerz würde sie getödtet haben.

Franz bedachte sich nicht lange, was er thun wollte. — Er hieß seine Schwester mit ihm zu dem Beamten eilen, und wußte noch nicht, was er dort machen, oder was es ihm dort helfen sollte; doch er ging und Lise mit ihm. — Als sie beyde in das Zimmer des Beamten traten, fanden sich zwey Bauern auch dabey, die ihre und Hansens sehr gute Freunde waren, und gewaltig ob diesem unverhofften erbärmlichen Auftritte erschracken. Lise stürzte sich hin zu des Beamten

Füßen, umschlang seine Knie, jammerte und schien was zu flehen, und konnte doch kein Wort vorbringen. Franz sprach mit vieler Hitze, und forderte die strengste Gerechtigkeit über die Unschuld seines Schwagers. Gnädiger Herr! rief er, auf der Stelle laß ich mir den Kopf vom Rumpfe hauen, wenn nicht der ganze Handel heimtückische Büberey ist. Hans ist gar nicht der Mann dazu. Unterdessen bürge ich mit Haus und Hof, mit all meinem Hab, mit meinem eigenen Leben für seine Unschuld; ich will Alles verloren haben, wenn es wahr ist. — Auch die beyden andern Bauern verbürgten sich für ihn, und sprachen mit so viel Wärme, als wenn es ihre eigene Sache gewesen wäre.

Doch das Alles konnte Hansen nicht aus dem Gefängnisse befreyen.

Nicht Lisens jammerndes Flehen, kein Händeringen, kein Strom von Thränen: und wenn sich das ganze Dorf für ihn verbürget hätte, so wäre er nicht zu retten gewesen.

Der Beamte, so leid es ihm auch that, so sehr ihn auch die fast allgemeine Stimme von Hansens Mitbürgern von der Unschuld des Mannes zu überreden schien, konnte doch, um seines Ansehens und der Gerechtigkeit willen, ohne Untersuchung den gethanen Schritt nicht mehr zurücknehmen.

Kein Mensch würde den Unglücklichen haben retten können, wenn sich nicht die Vorsicht seiner angenommen hätte, deren Geschäft es ist, die gekränkte

Tugend zu rächen, und die Bosheit, wenn sie sich schon des Sieges gewiß glaubt, zu Schanden zu machen.

Die zwey Gehülfen, die Märten zu seinem abscheulichen Schelmenstück brauchte, waren verarmte Bauern, ohne eigenes Dach, ohne Nahrungsmittel, ganz ohne Aussicht einer glücklichern Zukunft, durch die Erniedrigungen, die sie in ihrem Armuthstande von Andern leiden mußten, alles Gefühles von Ehre, aller Menschenwürde, alles Emporstrebens zu höhern Gesinnungen beraubt; ja selbst durch die Härte, womit der Reichere den Armen zu beleidigen pflegt, mit der Menschheit entzweyet, und also bereit, jede Gelegenheit, die ihnen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse helfen würde, willkommen zu heißen, sie möchte sich ihnen in was immer für einer Gestalt darbieten. Sie waren also leicht zu einer That zu überreden, wo sie zu einer andern Zeit und in andern Umständen schon vor dem Gedanken derselben würden zurückgebebt haben.

Einer davon, Stephan mit Nahmen, war gar arg daran. Er hatte schon drey Tage kein Brot im Hause, noch viel weniger ein anders Nahrungsmittel, und er wollte doch essen, und seine Kinder wollten doch essen, und er konnte ihnen nichts geben. Da ging er mit trübem Sinne, mit Unmuth im Herzen, ohne zu denken wohin, und das Unglück führte ihn zu Märten, dem er gerade gelegen kam. Auch Klare, sein Weib, lief in der Gegend, um Hülfe zu suchen, und fand sie sehr wenig. Endlich traf sie von ungefähr Hansen,

und klagte ihm ihre Noth. Er führte sie mit sich zu Hause, und gab ihr so viel er konnte — sein Herz wünschte mehr. Mit Thränen des Dankes und der Freude verließ sie das Haus ihres freundlichen Wohlthäters, sammelte ihre schwachen Kräfte, und eilte zu den Ihrigen heim.

Auch Stephan kam früh morgens, den Tag, als Hans in's Gefängniß geworfen wurde, nach Hause, und brachte zwey Thaler — die schändliche Miethe für seinen Schurkendienst, mit. Klare lief ihm mit offenen Armen, mit Freude glühendem Gesichte entgegen, zeigte ihm die reichliche Gabe aus Hansens wohlthätiger Hand, und fing gleich ihm zu erzählen an, wie glücklich sie diese Hilfe gefunden habe.

Da fuhr's Stephan durch die Seele, als hätte er einen Mord begangen, und sähe den Leichnam des Erschlagenen vor sich liegen, und höre sein Blut um Rache schreyen. Er erblaßte, verstummte, und blieb wie angewurzelt auf dem Boden stehen. Klare erschrack, fragte ihn; aber keine Antwort klärte ihr dieß seltsame Betragen auf, und benahm ihr den Schrecken. Er warf noch einen Blick, aus dem Wuth und Verzweiflung sprach, auf Hansens Geschenke, und eilte zur Thüre hinaus, durchlief Felder und Wiesen, wie ein Rasender, und trug die Verzweiflung mit im Busen herum; überall verfolgte ihn Hansens Bild, mit Ketten belastet im schmählichen Kerker, und folterte sein Herz mit den marternsten Vorwürfen.

Ach! auch er hat Kinder, schrie er, Gott helfe den meinigen! Und nun eilte er mit rastlosem Tritte in den Gerichtshof, ging zum Beamten, und warf dort das Geld auf den Tisch. — Es ist Schandgeld — Blutgeld, — schrie er — ich kann es nicht mehr behalten. Jezt entdeckte er sein Verbrechen und das Verbrechen seines Mitschuldigen und Märtens himmelschreyende That.

Es wurde sogleich noch seinem Gehülfen geschickt und Märten, die beyde noch selbigen Tag ins Gefängniß geworfen wurden.

Märten wollte vor Aerger bersten, als er von Allen Hansen bedauern hörte — hörte, wie sich die Besten im Dorfe seiner annahmen, denn er wollte ihn als einen Verbrecher allgemein verachtet und gehaßt sehen; aber wer mag die Wuth beschreiben, in die er ausbrach, als er sich entdeckt, und in den Händen der Gerechtigkeit sah! — Der Reue und des Schmerzes ist das Herz eines solchen Ungeheuers nicht fähig. — Er stampfte unter den schrecklichsten Flüchen auf die Erde, und fluchte dem Schöpfer, daß er seinem Fuße nicht Riesenkraft genug gegeben hatte, sich selbst mit einem Schlage den Abgrund zu öffnen.

Alles gönnte dem Bösewicht seinen Fall; die Vernünftigen sahen mit Schauder auf die Grube hin, in die ihn das Laster gestürzt hatte. Man erzählte sich mit Zittern die Geschichte, und alle Gutdenkenden wünschten, daß dieß Beyspiel kräftig genug seyn möchte, um kein ähnliches mehr jemahls erleben zu dürfen.

Hans wurde frey und, siegend über die Bosheit, den Seinigen wiedergegeben. Sie sahen ihn nicht anders an, als ein Geschenk der Gottheit, als wäre er ihnen nach einer langen Abwesenheit aus dem Reiche der Todten wiedergegeben worden. — Groß und Klein umrang ihn; Alle jauchzten, als sie ihn sahen, und begleiteten ihn wie im Triumphe in sein Haus zurück, aus dem ihm Lise, sein gutes Weib, mit ihren Kindern, und Franz, und seine Schwester Margareth entgegen kamen; alle stürzten auf einmahl auf ihn los, und Jedes wollte das erste an ihn seyn.

Von Märtens Sündenleben wurden noch mehr böse Streiche ruchbar, und er bestätigte sie mit seiner eigenen Aussage. Das ging ihm nahe an's Leben, und das Todesurtheil war schon von der Hand des Fürsten unterschrieben. — Allein es kam schon zu spät. Die Verzweiflung hatte ihn ereilt; er dachte nichts anders als Mord, Verwesung und Hölle, und wurde sein eigener Henker. So beschloß Märten mit der gräßlichsten That die Reihe seiner Verbrechen, und starb den Tod — eines Bösewichts.

Die zwey Gehülfen Märtens, nicht so ganz verwilderten Herzens, traf ein gelinderes Loos.

Sie wurden Beyde verurtheilt, auf einige Jahre durch öffentliche Strafe ihr Verbrechen zu büßen; aber Stephen wurde auch diese Strafe durch Hansens und all seiner Freunde, die er dazu beredet hatte, unablässiges Vorbitten, bis auf ein Jahr nachgelassen; sein

Weib und seine Kinder versorgt, und so der Gefahr auf den Sündenweg zu gerathen, dem uns die Armuth immer nahe führt, entrissen.

Die erbärmlichen Menschen, die bisher Hansens Feinde und Neider waren, sahen nun ihre Blöße; sahen, wie niedrig sie gegen ihn gedacht hatten, und schämten sich nun vor sich selbst. Sie sahen an Märtens Beyspiel, daß sich das Laster durch sich selbst bestraft, und zitterten, wenn sie den Gedanken faßten, daß sie einst auf Märtens Wege waren.

So beglückte die Vorsicht die letzten männlichen Tage des guten Mannes mit stiller, häuslicher Ruhe, die ihm in Freude die bitteren Tage vergessen half.

Die wenigen Jahre, die ihm Arbeit, Sorge und Trübsalen noch übrig ließen, verflossen, ohne daß weiter was Merkwürdiges in seiner Lebensgeschichte vorgefallen wäre.

Er wallte dieß Erdenleben auf dem nähmlichen Wege, den er von Jugend auf betreten hatte, mit gleichem Schritte fort. —

Ruhig und ohne voreiligen Wunsch erwartete er den Wink der Vorsehung, die es ihm sagen würde, wenn er am Ziele sey. Der Wink des Höchsten kam, und zeigte ihm das Ziel seiner Laufbahn, das er rühmlich erreicht hatte, und er folgte dankbar, wie der Sohn aus der weiten Ferne in die Arme des Vaters eilt, dem Winke der Vorsehung.

Die letzten Augenblicke seines Lebens verwendete er noch zum Wohl seiner Bürger. Er erzählte seinen Kindern, die in bitterstem Schmerz versunken um ihn her standen, die Geschichte seines Lebens, zeigte ihnen bey den traurigen Vorfällen die wohlthätigen Absichten Gottes mit dem Menschen, und mahnte sie zur stätigen Tugend.

Wer im Leben geliebt wird, wird im Tode betrauert. — Um Hansen trauerte Kind und Mann. —

Der Leichenzug war stattlich und rührend; prächtig nicht, wie die Trauerzüge vornehmer Herren in den Städten, denn er hatte keine müßigen Leute im Solde, die ihn, mit den Wappen seiner Ahnen behangen, in Trauerflor gehüllt, mit einem Halbdutzend stinkenden Pechfackeln zur Grube begleitet hätten. Ihm folgte kein gaffender Pöbel, um das Auge an eitlem Schimmer zu weiden, und seine Lästerzunge mit Histörchen aus der Lebensgeschichte des Vorstorbenen zu beschäftigen. — Da bewundert man oft den Aufwand, die Kostbarkeit der Begräbnisse, sieht die Ehrenzeichen auf der Bahre an, und flucht dem Geiste.

Von allem dem Prunke, mit dem die Eitelkeit der Menschen im Tode noch groß thut, da noch blenden will, wo die Wahrheit ihre Rechte behauptet, von allem dem Prunke war an Hansens Leichenzuge nichts zu sehen; aber er war stattlich und rührend. —

Hinter ihm her folgten wackere Söhne, und gute Töchter, die er dem Staate geschenkt, dem Staa-

te als nützliche Mitbürger erzogen hatte und nun als würdige Erben seiner Tugenden hinterließ. Sie schienen unter dem Drang ihres leidenden Herzens, unter ihren Thränen zu ersticken. Sie hatten einen geliebten Vater verloren, der ihnen Alles war. Sein gutes Weib, das in ihm alle ihre Wünsche befriedigt gefunden hatte, der nun kein Trost mehr blieb, als der, ihn einst wieder zu sehen — dort, wo ihr ihn keine Bosheit der Menschen, kein Unglück, kein Tod mehr entreißen kann.

Jetzt folgten seine Verwandten nach, die auch alle seine Freunde waren, und ihre heißen, reichlichen Thränen zeigten von ihrer warmen ungeheuchelten Freundschaft.

Eine lange, unübersehliche Reihe verherrlichte den Zug, und gab den redensten Beweis von der allgemeinen Achtung und Liebe, die sich Hans bey Jedermann durch seine Rechtschaffenheit erworben hatte.

Greise, am Stabe gebückt, sammelten die letzten Ueberreste ihrer Kräfte, und gingen mit. Und hie und da quoll eine stille Zähre aus dem Auge eines Redlichen.

Und den Mann, der so manchen Kampf des Lebens muthig bestanden, so manchen Sieg über sich selbst errungen hat, der seine Kräfte zum Wohl seiner Mitbürger anwendete, dem Staate nützliche Bürger erzog, ein treuer Unterthan, ein rechtschaffener Bürger, ein guter Vater war, den Mann, dessen hohe

Tugend wenig Seelen fassen, trug man unbekannt außer dem Zirkel seiner Gegend zur Grube, deckte ihn mit einigen Erdschollen, und kein Monument behielt den Nachkömmlingen seinen Namen auf; kein Denkmahl sagt dem Wandrer in der Ferne der Jahre seine Geschichte und seine Verdienste.

Aber so mußte es seyn! Auf ein Grabmal, auf marmornes Denkmahl müssen die Guten und Edlen der Menschheit nicht rechnen.

Was brauchst du ein Denkmahl! du hast dir das herrlichste in dem Angedenken deiner Mitbürger errichtet, die deine Geschichte und deinen Nahmen von Enkel zu Enkel fortpflanzen werden. Du hast dir das herrlichste in deinen Kindern errichtet, die — treu deinen Lehren und deinem Beyspiele — immer das seyn werden, was du warst. Was brauchst du ein Denkmahl! Und kümmert die Ameisen, die um eine Ruhestätte krabeln dein Nahme nichts, so hast du ein gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge aufthürmte in Wolken.

Herwing und Lindenholm.

Wann hat wohl je ein Mensch sein Herz so genau geprüft, daß er alle die geheimen Triebe zum Bösen kennt, die in demselben verborgen liegen, und die oft an dem besten Herzen zum Verräther werden. Stolz

und Eigennutz sind meistentheils die Triebfedern unserer Handlungen, — nur zu oft die geheime Quelle, daraus die abscheulichsten Verbrechen fließen. Wir sind aber gewöhnlich zu sicher auf unsere Tugend, zu leichtgläubig gegen uns selbst, um unser Herz näher kennen zu lernen, und die Eigenliebe ist immer geschäftig, uns vor uns selbst zu verbergen. Daher wird der Mensch oft zum schändlichen Bösewicht, ehe er es einmahl sich selbst glauben würde, daß er auf dem Wege dazu sey, weil er es stufenweise ohne sein Wissen wird. Kaum ist der erste Schritt gethan, so eilen die folgenden nach, und wir sind schon so weit gekommen, daß die Rückkehr beynahe nicht mehr in unserer Macht steht.

Wie sehr liegt also daran, daß wir uns kennen, die geheimen Gänge unsers Herzens aufdecken lernen, den Keim der Leidenschaften ausfindig machen, und sie nicht, wie eine thörichte Mutter ihr Kind, durch Eigenliebe verzärteln, und Ungeheuer an ihnen aufziehen, die uns als Mann tyrannisiren, uns Ruhe und Glück rauben.

Deine eigene Erfahrung, Jüngling! wird Dich, leider! mit noch mehr solchen Beyspielen bekannt machen, — mit Beyspielen, die noch weit abscheulicher sind. — — Lasse sie Dir kräftige Lehre seyn, und verlösche nie das Schreckenbild aus Deiner Seele, das eine solche Geschichte eingedrückt hat.

Herwing und Lindenholm waren die trautesten Gespielen in ihren Kindertagen, und die zärtlichsten

Freunde in ihren Jünglings-Jahren. Die Nachbarschaft ihrer Häuser, ein gleiches Alter, gleiche Beschäftigung und die Freundschaft ihrer Väter knüpfte ein Band, das unzertrennlich allen Stürmen zu trotzen schien. Sie waren einander unentbehrlich, und keiner konnte ein Vergnügen genießen, woran nicht der andere Theil nahm. Sie hatten ihre Spiele gemein, und selbst ihre losen Streiche wurden gemeinschaftlich ausgeführt. Mit welcher Zufriedenheit entdeckten nicht die beyden Väter in dem jungen Busen ihrer Söhne immer mehr gegenseitiges Wohlgefallen, — immer mehr gegenseitiges Bestreben zu gefallen, und freuten sich der schmeichelnden Hoffnung, daß ihre Freundschaft noch in ihren Söhnen fortleben würde!

Auch waren die Kinder beyde gut und liebenswürdig, und noch zeigte sich nur der einzige Unterschied in ihrem Charakter, daß Herwing von jeher, durch das Beyspiel seines Vaters aufgefordert, nie müßig war, und jedes Geschäft mit anhaltendem Fleiße schlichtete, ohne daß er eines Anstrengens bedurft hätte; hingegen Lindenholm fing nichts an, vollendete nichts, wenn nicht der Ehrgeiz seine Rechnung dabey fand. Alles geschah bey ihm aus dem Triebe, und alle Mittel waren unzulänglich, ihn zu etwas zu bewegen, wenn nicht der Ehrgeiz befriedigt wurde. Und diese Leidenschaft, die man in ihrem Keime übersah, ihr wohl gar schmeichelte, daß sie um sich griff im Herzen, und sich aller guten Seiten desselben bemächtigte, wurde

in der Folge von Lindenholms Geschichte die geheime Quelle seiner Vergehen, der Grundtrieb zum Bösewicht.

Herwing und Lindenholm hatten bereits schon ihr fünfzehntes Jahr erreicht, und diese fünfzehn Jahre — wer hatte sie gezählt? — So wie ihnen ein angenehmer Frühlingstag unter Scherzen und Spielen entschlüpfte, so eilte ein Jahr — so eilten sie alle vorüber.

Sie kamen nun immer dem Zeitpunkte näher, an dem das Vaterland nützliche und rechtschaffene Bürger erwartete. Mit hoffnungsvollem Zutrauen sahen ihm selbst die beyden Väter entgegen, berechneten ängstlich die Jahre, die bis dahin noch verfließen würden, und machten sich unterdessen glänzende Plane für die Zukunft.

Noch ein Jahr konnten sie die Freude haben, sich an dem Anblick der jungen Freunde zu weiden, und dann — war die Trennung unvermeidlich. —

Die beyden Jünglinge mußten fort, um sich auf der hohen Schule Kenntnisse zu ihrem künftigen Berufe zu sammeln, und sich zu würdigen Dienern des Staates zu bilden.

Wer nie Vater gewesen ist, nie Vaterfreude an seinem Kinde gefühlt hat, kann sich auch keinen Begriff von den Empfindungen machen, die die beyden Söhne in den Herzen ihrer Väter zurückließen. — Schmerz über die Trennung, und Freude über die Hoffnung, sie wieder zu sehen, würdiger und wackerer

wieder zu sehen, wechselten im Herzen ab, und reitzten ihre Phantasie zu prächtigen Träumen für die Folgezeit.

Sobald sie ihren Bestimmungsort erreicht hatten, und ihre Geschäfte in Ordnung gebracht waren, gingen sie mit unermüdetem Fleiße an die Vorbereitung zu ihrem Berufe. — Allein Lindenholm hatte nicht einerley Trieb mit seinem Freunde. Er würde der unthätigste Mensch gewewesen seyn, wenn ihn nicht seine Hoffnung, einst im Staat eine glänzende Rolle zu spielen, zur Thätigkeit ermuntert hätte, und in seinem Herzen machte er schon den bösen Vorsatz, überall nach dem Vorzuge zu ringen, der Einzige zu seyn. — Nun wurde er kleingeistig, hörte gerne Schmeicheleyen, ließ immer mehr Stolz an sich blicken, und machte sich durch seine Eitelkeit in allen Gesellschaften lächerlich. —

Herwing hingegen äußerte mehr sanftes, stilles Betragen, nahm Jedermann für sich ein. — Er hatte sich in Kurzem allgemeine Achtung und Liebe erworben, und in allen Gesellschaften drängte man sich an ihn, suchte seinen Umgang, und ließ Lindenholm zurück. Man entfernte sich immer mehr von ihm, und endlich — fand er sich allein.

Das wurmte ihn gewaltig, und er konnte nicht begreifen wie? — Seine Eitelkeit verhinderte ihn, die Ursache davon in ihm selbst zu suchen, und daher gerieth er gerade auf die entferntesten Einfälle. Dem

gab er Unwissenheit, Jenem Bauernsitte Schuld, und so fand er an Jedem den Grund, man müsse ihn verkennen, und seine Verdienste nicht genug zu schätzen wissen.

Herwing liebte seinen Freund zu sehr, als daß er bey der Geringschätzung hätte gleichgültig seyn können, die Lindenholm auf allen Seiten fühlen mußte. — Aber er kannte die Ursache davon, und wußte wohl, daß sein Freund erst das Uebermaaß seines Stolzes ablegen, und sein Betragen gegen Andere ändern müsse, wenn er sich Achtung und Liebe erwerben wolle. — Aber Herwing hatte die Menschen noch nicht so genau kennen gelernt, um wissen zu können, daß selbst die zärtlichste Freundschaft einer überhand genommenen Leidenschaft weichen müsse.

Herwing hatte sonst alle Macht über seinen Freund, nur über seine Leidenschaft nicht, darüber Lindenholm selbst nicht Herr war.

Was ihm also Herwing Gutes zu rathen glaubte, sah er für Demüthigung an, und alle Kränkungen, die er ferner wegen seines Stolzes leiden mußte, schrieb er auf Herwings Rechnung, in dem er nun statt dem Freunde einen Bösewicht zu sehen glaubte, der ihn auf dem Wege nach Ehre aufzuhalten, und ihm vorzukommen suche.

Noch durfte er es nicht wagen, öffentlich mit Herwing zu brechen, denn die Liebe seines Vaters war zu fest mit Herwings Freundschaft verbunden. Er konn=

te und durfte daher keinen Angriff auf seinen Freund wagen, ohne zugleich seinen und Herwings Vater auf das Empfindlichste zu beleidigen, ohne sich nicht den Haß aller Edlen zu zuziehen, die Herwings Freunde waren.

Er brauchte also Verstellung, nahm nun die Freundschaft zur Maske, hinter die er seine gallsüchtigen Absichten verbarg, trug immer noch die freundlichen Liebkosungen im Munde, und sein Herz schwoll vom Geifer des Neides. Er drückte seinen Freund an den Busen, darin ein heimtückischer Verräther auf Anschläge sann, in Geheim die Ruhe seines Freundes zu untergraben.

Noch vor einem Jahre war Lindenholm der edelste Jüngling, der zärtlichste Freund, der Blut und Leben für seinen Herwing würde hingegeben haben, und nun um ein Nichts — um die Puppe seiner Einbildung die Freundschaft mit Füßen tritt, alles Gefühl davon aus seinem Herzen bannt, und es zur Schmiede schändlicher Bubenstücke macht. — Vor einem Jahre — hätte man ihm nur im Schattenbilde das Ungeheuer gezeigt, das eine thörichte Leidenschaft aus ihm gemacht hat, wie würde er vor sich selbst zurückgebebt — der Hand des Zeichners geflucht und ihn einen schändlichen Lügner gescholten haben!

Lindenholm war schon ein treuloser Bösewicht, ohne nur zu bemerken, daß er es werden könnte,

denn er dachte immer, Alles was er thue, fordere die Rechtfertigung seiner selbst.

Zum Unglück noch für ihn wurde er immer mit Herwing in eine Parälelle gesetzt, und nothwendig mußte er gewaltig viel bey der Vergleichung verlieren. — Wo ihm nur immer das Auffahren seines Stolzes Vorwürfe und Ahndungen zuzog, wurde er durch das Gegenbild von Herwings Charakter gedemütbigt.

Diese Art der Korrektion ist der erniedrigendste für unsern Stolz und die heftigste Kränkung unseres Ich, andere besser sehen zu sollen, als wir sind, und kann dann öfters eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Lindenholm wurde durch den Verlust, den er bey der Vergleichung mit Herwing litt, immermehr gegen ihn aufgebracht, fand Fehler an ihm, die Andere nicht sahen, suchte sie sorgfältig auf, und fand sie selbst in Herwings Tugenden — seine eigenen Fehler glaubte er in seinem Freunde zu sehen.

Er spielte ihm hie und da einen bösen Streich, aber wenige gelangen, — und je weniger sie ihm gelangen, desto mehr wurde er gegen ihn erbittert, desto hastiger verfolgte er seinen Weg, und eilte dem Verderben zu. Und wie viel litt er nicht selbst dabey, der Unglückliche! — Mit der Freundschaft floh auch alle Ruhe aus seinem Herzen. Die Munterkeit seines Geistes verlor sich, und wie sich das Edle in seinem Herzen verlor, verlor sich's auch in seinem äußern Be=

tragen. — Seine freye, offene Stirne faltete sich in tiefe Runzeln; aus seinem Auge strahlte nicht mehr die gesellige Freude, nicht mehr der heitere Blick einer reinen schuldlosen Seele. — Seine verbissenen Lippen waren nicht mehr erhaben, wie ehe, da sie noch die Dolmetscher seines Herzens waren; um seinen Mund, gewohnt sich zum Hohnlächeln und zu spöttischen Krümmungen zu verziehen, grub sich jene satyrische Furche ein, die Einem beym ersten Blick schon alles Zutrauen raubt. Sein kühner, gerader Gang wurde schleichend und schüchtern. Alle seine Geberden verriethen die geheime Geschichte seines Herzens.

Glaube ja nicht, Jüngling! daß du unbemerkt lasterhaft bist. Du magst dich noch so sehr in dich selbst schmiegen; deine Leidenschaften werden sich dem scharfen Auge des Beobachters verrathen. Deine Seele ist zu genau mit den Organen deines Körpers verbunden, als daß sie nicht jede Regung, die in derselben vorgeht, entdecken sollten.

Der Wollüstling trägt das genaue Verzeichniß seiner Ausschweifungen mit sich herum.

Der Geizhals wird dir mit einer unfreundlichen, mißtrauischen Miene über die schlechten Zeiten jammern, und über Luxus und Geldmangel schreyen; aber wenn du ihn auf seinem Wege vom Rücken belauschest, so wird ihn die gewiß seine Unruhe verrathen, du wirst ihn rechnen hören und über die Vermehrung seiner Zinsen spekuliren.

Der Tartüffe wird Enthaltsamkeit und Andacht predigen, allein sein Mund mag noch so künstlich heucheln, so verräth ihn gewiß sein Kopfhängen, sein stäts zur Erde gesenkter Blick; ja selbst, wenn er seine dürren Hände zum Himmel faltet, sich vor dem Allmächtigen auf die Erde wirft, und bethet, so verräth sich Tartüffe, denn er bethet mit dem Pharisäer.

Und so alle Andere, je nach dem sie mehr oder weniger Sklaven ihrer Leidenschaften sind.

Was verheimlicht wohl der Mensch in seinem Herzen, von dem sich nicht wenigstens einige sichere Spuren in seinem Aeußeren zeigen? —

Gram und Kummer zeichnen sich in die Sinne, und wischen die Rosen von den Wangen. Wenn Reue über ein geheimes Verbrechen im Busen wühlt, sich wie eine unbändige Schlange um das Herz windet, und es zusammenpreßt, wer vermag wohl den Ausdruck des innern Schmerzes zu verbergen? — Wer gebietet der Verzweiflung, die dein Inneres zerfleischt, daß sie nicht auch aus deinen hohlen Augen im düstern Flammenblicke rede, daß nicht all' deine Geberden der ganzen Gesellschaft sagen, was in dir vorgeht?

Siehe! da kömmt ein Unglücklicher den Weg herauf, — kömmt eben von der Stätte, wo er sich von seines Nächsten Eigenthum bereicherte, seinen Bruder erschlug, oder ein unschuldiges, wehrloses Mädchen entehrte. Geh' rasch auf ihn zu, rede ihn im dreisten, starken Tone an — wie er blaß und bebend zurückfährt,

und in dir schon den Rächer seiner Schandthat — oder doch den Verräther zu sehen glaubt! Sein Blick ist unbeweglich zur Erde geheftet, weil er den ernsten feurigen Blick eines freyen Mannes nicht ertragen kann.

Aber nicht nur allein der, dessen Herz schon das marternde Bewußtseyn eines schwarzen Verbrechens in sich schließt, wird sich auf diese Art verrathen; auch jener, der erst mit einem Anschlage dazu beschäftigt ist, wird die Menschen scheuen, und in eines jeden Miene — in jeder zweydeutigen Rede einen Kundschafter seines Geheimnisses zu sehen glauben.

Welche schreckliche Folgen einer unbezähmten Liedenschaft! — Wir werden von einer Thorheit zur andern, von einem Verbrechen zum andern hingerissen, und überall schleppen wir die Zentnerlast derselben an schändlichen Ketten mit. Das Verbrechen macht feinen Mann furchtsam und mißtrauisch. Des Tages martern ihn peinigende Vorwürfe und Furcht; des Nachts schrecken ihn ängstliche Träume aus seinem Schlafe. Alle gesellige Freude flieht ihn, es ist ihm in keinem Zirkel von Menschen wohl, denn sie sind ihm alle verdächtig. — Er hat keinen Freund, keinen wohlthätigen Theilnehmer seiner geheimen Leiden; selbst Gattinn und Kinder sind ihm Fremde. — Einsam und verlassen steht er wie auf einer schroffen Felsenspitze unter den Menschen, und sieht mit zagendem Blicke auf seine glücklichern Brüder herab.

Es ist ein schreckliches Bild — und doch wie

schwach, wie undeutlich gegen die Wahrheit selbst; — Herwing, dessen edles Herz voll warmer, thätiger Freundschaft für Lindenholm schlug, sah mit Schmerz die Veränderung, die mit seinem Freunde vorging. Er sah's, fühlte es, war der einzige, der Mitleid mit dem Unglücklichen fühlte, und wußte nicht, daß er selbst es war, den Lindenholm haßte. Er allein wagte es, seinen kranken Freund zu heilen. Er sammelte Gründe in seinem Herzen, Gründe der Freundschaft, um ihn zu beruhigen, schlenderte mit ihm manchen schönen Abend ins Freye, nahm da Lindenholms Hand in die seinige, drückte ihn an seinen fühlenden Busen, und sagte: Lindenholm! — Freund! — Warum wollen Sie mir die Wunde in Ihrem Herzen nicht zeigen, wo es blutet? — Wie, hab' ich Ihr Mißtrauen verdient? — Sagen Sie — Sie sagen es ja Ihrem Freunde — wie Ihnen zu helfen ist? und wenn es Alles — Alles — mein Leben kosten sollte; wenn es nur in meiner Macht steht, Ihnen Ruhe wieder zu schaffen. —

Herwing sagte dieß oft mit Thränen, glaubte Balsam in die Wunde des Freundes zu gießen, und doch war es Gift, und Lindenholm sah ihn mit einem grämlichen Blicke an, riß sich loß, und sein Herz nannte den Freund einen Betrüger.

Mit welcher Ungeduld sehnten sich nicht die beyden Väter nach dem letzten Tage, der ihnen ihre Söhne nach vollendeten akademischen Jahren in ihre Va-

terarme zurückbringen würde? — Und je näher sie ihm waren, desto ungeduldiger riefen sie ihm, zu eilen, desto weiter entfernte sie ihre Ungeduld von ihm. — Endlich erschien er doch auch. Fünf Jahre riß sie der unaufhaltsame Strom der Zeit mit sich fort, und schüttete sie in den Ozean der Vorzeit. Fünf Jahre — wie lange werdet ihr manchem Vater! — Wie unbemerkt entwischt ihr dem Jünglinge, der eurer nicht achtet! — Fünf Jahre — ewig verschwunden! —

Herwing selbst sah mit freudigem Herzen eine Zeit enden, die ihm bis jetzt noch die unangenehmste in seinem Leben war. — Er war die Menschen nicht gewohnt, die er da zu sehen bekam, und ihr tumultuarisches Leben, das ihm auf einmahl all seine hohen Begriffe von Menschen und der Bestimmung der Menschen raubte. — Auch war es ihm lieb, daß Lindenholm wieder nach Hause kam; er hoffte, sein Freund würde in den Armen seines Vaters, im Schooße der Natur, im Zirkel der Freundschaft die verlorne Ruhe wieder finden, wieder der gute, gesellige Junge, der zärtliche offne Freund werden, der so gerne, mit so warmem Gefühle an Herwings Busen hing, ehe sie mit einander auf die hohe Schule reisten.

Am meisten aber sehnte sich Herwing, seinen Vater, seine Freunde, den Ort wieder zu sehen, wo er unbekannt mit den Menschen, und ungekränkt die seligsten Jugendfreuden genoß. Daher rechnete er der Zeit eben so ungeduldig nach, als sein Vater; fühlte

eben das bange Sehnen nach Wiedervereinigung, das die beyden Väter fühlten.

Auch Lindenholm wurde gegen die letzten Tage vergnügter; schien sogar sein Herz der Freundschaft wieder zu öffnen, und wirklich ermunterte ihn die Freude, einen Ort zu verlassen, der ihm seine Ruhe, und seine Freuden geraubt hatte. — Aber immer schwoll sein Herz von eitlen Hoffnungen, und sein Kopf war voll feindlicher Plane, wie er Herwing unter sich bringen, und Ehre und Ansehen über ihn erringen würde, und seine größte Bekümmerniß war immer die: Wenn nur Herwing nicht vor mir eine ansehnlichere Beförderung als ich erhält! — Der Gedanke durchkreuzte sein Gehirn von einer Seite zur andern, und beschäftigte ihn die ganze Reise durch.

Der einzige Trost schmeichelte noch seinem Stolze, daß er sich besser fühlte, und auf Reichthum und Ansehen seines Vaters pochen konnte. Der war reich, und hatte viele Freunde am Hofe.

Mit diesen Gedanken näherte sich Lindenholm seinem Vaterorte auf einige Stunden, wo ihnen die beyden Väter entgegen kamen, und sie freudethränend in ihre Arme schloßen.

Lindenholms Vater hatte die Absicht, sich unterdessen seinen Sohn adjungiren, und dann mit der Zeit seine Stelle durch ihn besetzen zu lassen. Beyde, Vater und Sohn, bestrebten sich aus allen Kräften, ihren Zweck zu erreichen, und es gelang ihnen auch.

Staatl. Bibliothek Passau

Lindenholm hatte nun, was sein Stolz verlangte, und der Anschein, der Herwings Aussichten keinen so glücklichen Erfolg versprach, hob ihm alle Besorgniß, daß ihm Herwing über den Kopf wachsen könnte. — Er freute sich seines Triumphes in vollem Maße, und ließ ihn seinem Freunde bey allen Gelegenheiten fühlen. — Er hielt sich immer in einer gewissen Entfernung von ihm, und steckte auch sogar seinen Vater mit einem ziemlichen Theile seiner Schwachheit an.

Eine gewisse Folge, wenn sich Aeltern bis zum Uebermaß in ihren Kindern gefallen.

Herwings Vater, der nicht minder zärtlich für seinen Sohn dachte, und ihn doch wenigstens in gleichen Glücksumständen mit seinem Freunde zu sehen wünschte, fühlte die Kränkung zu sehr, als daß nicht auch in ihm der natürliche Antheil Menschenstolz erwacht wäre, der ihn denn aufs heftigste anspornte, für seinen Sohn alles Mögliche zu wagen.

Er reiste mit ihm zur Stadt, suchte sich Freunde und Empfehlungen; fand sie, und an Menschenkenntniß und Klugheit fehlte es ihm nicht, um die verschiedenen Wege zu finden, auf denen man der Cabale und Verfolgung ausweichen kann.

Herwing empfahl sich selbst am meisten. Seine schöne Bildung und das angenehme Betragen, seine Bescheidenheit bey den Großen und seine Herablassung bey Geringern nahmen Jedermann für ihn ein, und Jedermann verwendete sich mit Vergnügen für ihn.

In Kurzem hatte Herwing seine Absicht erreicht, und sah seinen Sohn im Besitze einer ansehnlichen Staatsbedienstung. —

Herwing blieb in der Stadt zurück, und sein Vater kehrte mit den mannigfaltigsten Empfindungen der Freude nach Hause. — Das Bewußtseyn, seiner Zärtlichkeit Genugthuung verschafft, seinen Sohn für die erlittene Kränkung schadlos gehalten zu haben, und ihn nun in einem Wirkungskreise zu sehen, wo seine Talente und sein Herz Raum genug haben würden, wo allgemeine Achtung und Ehre seine Verdienste belohnen, und ihm den Weg zu höhern Stufen bannen würde. — Dieses Bewußtseyn bemächtigte sich nun ganz des guten Vaters, und hätte ihn gewiß zum Thoren, wie Lindenholms Vater, gemacht, wenn ihn nicht sein gutes Herz und seine Geistesstärke wieder in sein Geleise zurückgeführt hätten. Die Vernunft mäßigte die Wallungen des Herzens; mit männlicher Bescheidenheit sprach er unter den Seinigen, als er daheim anlangte, von der Sache, und ließ nicht die mindeste Spur von sieghafter Freude an sich blicken.

Die Neuigkeit von Herwings Glück bey Hofe schlug auf einmahl Lindenholms Triumph, wie vom Donner getroffen, zu Boden, und die traurigste Nachricht hätte sein Herz nicht so gewaltig angegriffen, als diese. — Die ersten Tage war er zu allem Geschäfte untüchtig, selbst des Nachdenkens nicht fähig,

wie er seinen Nebenbuhler von der Höhe, die er über ihn erreicht hatte, wieder herabstürzen wollte.

Allen Leuten war das Betragen dieses jungen Neiders unerklärbar, nur Herwings Vater nicht, der die Quelle gleich fand, und deßwegen für die Ruhe seines Sohnes äußerst besorgt war. Er schrieb ihm daher den ganzen Vorgang, und mahnte ihn, sich vor jedem zweydeutigen Schritt in Acht zu nehmen, und sich so klug als möglich vor allen Fallstricken zu hüten, weil er voraus wußte, daß Lindenholm Alles aufbieten würde, ihn zu stürzen.

Herwing las den Brief, wie ihn die Wenigsten würden gelesen haben. Er hatte keinen seiner Schritte zu bereuen; und also auch nichts zu befürchten. — Er zürnte dem unglücklichen Manne nicht; aber er beweinte ihn; es schmerzte ihn tief in der Seele, daß sich ein Mensch, von dem er sich so hohe Begriffe gemacht hatte, den er so sehr liebte, von einer thörichten Leidenschaft habe so weit können verleiten lassen. Er legte den Brief traurig zur Seite, und sagte mit gen Himmel gewandtem Blicke: O wie elend ist der Mensch, wenn ihn Vorurtheil und Leidenschaft in ihrem Solde haben! —

Immer schwebte das Bild seines verlornen Freundes vor ihm, als nähme er, in Staub gedrückt, von dem Stolze Befehle an, und huldige der menschlichen Thorheit; bäte den Irrthum um Wahrheit, und suche Hoheit und Würde bey den Insekten, die mit ihm im Staube krochen. Er zürnte ihm nicht, daß er böse

war; er beweinte ihn, denn Herwing liebte den Menschen, und haßte das Laster.

Er ging ruhig seinen Gang fort, that Gutes, wo er es konnte, und war immer thätig in seinem Zirkel. — Wenn er seine eigenen Geschäfte geschlichtet hatte, verwendete er die übrige Musse auf die Geschäfte seiner Kollegen, von denen es Manchem an Fertigkeit, Manchem an Lust zu arbeiten fehlte, und also oftmals wichtige Geschäfte, daran das Wohl und die Ruhe ganzer Familien lag, würden vernachläßigt worden seyn.

An einem schönen Sommerabende, der auf einen heißen, schwülen Juliustag gefolgt war, ging Herwing allein, seiner Weise nach, spazieren, und freute sich an dem Anblicke der wohlthätigen Natur, und bewunderte den Schöpfer derselben, und sein Herz fühlte sich voll des Dranges der Freude.

So ging er wohl über eine Stunde seinen Gedanken nach, verlor darüber den Weg, und ging auf einem einsamen Fußsteig über blumige Wiesen, bis er zu einer kleinen Hütte kam, wo ihn das Geschrey eines Kindes aus seinen Gedanken weckte, und sein Herz mit einem traurigen Anblick erschütterte.

Vor der Thüre saß eine lange hagere Frau, mit abgehärmten bleichen Wangen, weinte, daß ihr die häufigen Thränen die hohlen Furchen der Wangen ausfüllten, und rang schmerzlich die zarten Hände. Vor ihr auf der Erde lagen zwey Töchterchen, halb nackt, und nur mit einigen Stücken einer alten Kleidung

bedeckt, und halfen ihrer Mutter weinen, und ihren Schmerz vermehren.

Herwing fragte um die Quelle ihres Jammers, und both ihnen liebreich seine Hülfe an. Allein da schwieg die arme Frau, raffte ihre Kinder von der Erde auf, und wollte zur Thüre hinein. Da hielt sie der gute Mann am Arme zurück, und sagte: Liebe Frau! die Lage, in der ich Sie so eben gefunden, hat zu viel Eindruck auf mein Herz gemacht, als daß ich mehr gleichgültig bey Ihrem Schicksale seyn könnte. Lassen Sie mich den Schmerz, den mir Ihr Anblick verursachte, nicht im Busen herumtragen, ohne wenigstens in der Hoffnung Trost zu fühlen, daß ich Ihnen dienen kann. — Alles was ich sehe, ist allenfalls, daß Sie arm sind — es einmal nicht waren; nun sagen Sie mir, wie Ihnen aus diesem Zustande zu helfen ist?

Die Treuherzigkeit, mit der er dieß sagte, benahm ihr alle Zurückhaltung, und sie fing nun umständlich ihre Geschichte zu erzählen an. Sie war die Witwe eines Beamten, der erst vor anderthalb Jahren gestorben ist. Schon vor langer Zeit fiel ihm von einem seiner Verwandten ein ansehnliches Vermögen zu, wogegen aber die übrigen Freunde Prozeß führten. Der Streit um ein entferntes Gut raubte ihm sein gegenwärtiges, und die Prozeßunkosten brachten ihn so weit, daß nach seinem Tode nichts als Deserviten-Conto und Schuldbriefe gefunden wurden. Nun zogen die Gläubiger Alles, was da war, und nur einigen Werth

hatte, an sich, und der unglücklichen Frau blieb nichts als Noth und zwey unmündige Kinder. Mit diesen wandte sie sich zu einem Oheim von ihrer Freundschaft, der sie unterstützte, und den Prozeß wieder in Gang brachte. Allein nach einem halben Jahre rührte ihn der Schlag, und sein Tod setzte sie wieder in den elenden hülflosen Stand, in dem sie vorher war. — Das Wenige, was sie sich mit ihrer Hände Arbeit verdiente, nährte sie in der Stadt nimmer, und so vertrieb sie die Armuth in eine einsame Hütte, wo ihnen der Hungertod von Tag zu Tage näher kam.

Herwing hörte mit innigster Rührung ihre Leidengeschichte an, tröstete sie mit den heiligsten Versicherungen, daß er alle Kräfte zu ihrer Rettung anwenden wolle, und gab ihr sein weniges Taschengeld, das er bey sich führte, damit sie sich doch auf einige Tage, bis er wieder käme, Nahrung schaffen könnten.

Herwing eilte seinen Weg zurück; der Mond beleuchtete ihm die Bahn, und die Sterne waren seine Führer. Es ist doch Alles so schön in der Natur, so voll Güte, so voll Wonne für den Menschen; die ganze Schöpfung das Werk der Liebe, — und der Mensch so elend! Und die Thiere sind es nicht! — Und ist so ein großer Absprung vom Menschen zum Thier! — Wäre jetzt Lindenholm bey mir, so drückte ich seine Hand in die meinige, nähme seinen Ring mit dem großen Diamant, hieß ihn gen Himmel zu den Sternen sehen, und würde ihn fragen: Freund!

— was ist dein Brillant gegen dieses Sternchen, das deinem Auge kaum sichtbar ist? Was ein Diamant — größer als das Riesengebirg? — Und sollte es ihm da nicht beyfallen, was Menschen-Größe ist? — Mit diesen Gedanken kam Herwing auf sein Zimmer.

Den andern Tag war's sein erstes Geschäft, sich um den Akt dieser Frau zu erkundigen; er bekam ihn in seine Hände, untersuchte die Sache genau, und da er die Ungerechtigkeit ihres Gegentheils einsah, verwendete er sich mit allen Kräften für die gute Sache, und in wenigen Wochen war der Prozeß zu Ende, der Jahre lang unter den Händen eigennütziger Menschen verzögert wurde, und die arme Witwe bekam nun ein Vermögen von einigen tausend Gulden in die Hand.

Mehr der edlen Thaten ließen sich zum Gegengewicht der niedrigen Handlungen seiner Mitmenschen von Herwing erzählen, wenn ich sie noch zur Beleuchtung seines Charakters nöthig fände, und mir es der enge Raum verstattete; aber wenn ich auch noch mehrere Bogen mit Anekdoten aus seinem Leben anfüllte, würde ich ihn doch nie so herstellen können, wie er selbst war.

Viele seiner schönen Handlungen blieben auch verborgen; denn die That verlor bey ihm vieles, wenn sie Geräusch machte. Er that gern im Stillen Gutes; that's, ohne Lohn, ohne Beyfall zu erwarten. Die Wonne, die sein Herz dabey empfand, war ihm Lohn genug — war ihm Alles.

So verstrichen ihm einige Jahre, als ihm die Vorsicht einen weitern Wirkungskreis anwies. — Er erhielt durch die Verwendung des Ministers, der seine Verdienste kannte, und ihn hoch über Alle schätzte, eine der wichtigsten Staatsbedienstungen.

Herwing sah wohl, daß er sich eine Menge Neider und Feinde unter den Höflingen zuziehen würde, deren einige selbst darnach trachteten, einige aber auf ihre Kreaturen damit Absicht hatten. Aber des Ministers und selbst des Fürsten Versicherungen, ihn vor allen Nachstellungen zu schützen, und noch mehr das Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit beruhigten ihn, und flößten ihm Muth gegen seine Feinde, und Eifer für die Wichtigkeit seines Amtes ein.

Lindenholm hatte sich vor einiger Zeit in die Stadt gedrungen, um näher an Herwing zu seyn, und schneller an seinem Sturze arbeiten zu können. — Er nahm wieder die Maske der Freundschaft an, um ihn desto sicherer zu machen, und so mächtig auch der Gram über Herwings Erhebung in seinem Herzen wüthete, bot er doch alle seine Verstellungskunst auf, die er sich mit der Zeit eigen gemacht hatte, um sich zu verbergen. Verläumdung, dachte er, hab' ich alle versucht; aber sie reicht nicht zu, ihn aus dem Herzen des Ministers zu reissen: also Thatsache. —

Einst an einem späten Herbstabende, da Herwing eben von einem Besuche nach Hause gehen wollte, begegnete ihm ein Mädchen, das ihn anhielt, und mit ge-

brochenen Worten, die von der Beklemmung ihres Herzens erstickt zu seyn schienen, und unter Thränen bat, ihr in die Wohnung einer unglücklichen Familie zu folgen, von der sie ihm eine so rührende Erzählung machte, daß Herwing keine Minute anstand, der Stimme seines Herzens zu folgen.

Nachdem er einige kleine dunkle Gäßchen mit ihr durchzogen war, blieben sie vor einem alten schlechten Häuschen stehen. Herwing trat hinein, und die Thüre wurde halb hinter ihm zugeschlossen. — Es war nicht die Hütte der dürftigen Tugend, nicht der Wohnort edler Menschen, die eines Edlen Hülfe bedurften; — es war die Höhle des schändlichsten Lasters. — Lindenholm hatte es mit einer von den Töchtern der Freude abgeredet, Herwing unter diesem Vorwand in seine Falle zu locken. — Dem Minister hatte er hinterbracht, daß Herwing öfters heimliche Bordels besuche, und both ihm bey dieser Gelegenheit an, ihn selbst von der Wahrheit zu überzeugen. In einer Ecke der Gasse standen beyde, Lindenholm und der Minister, versteckt, und sahen ihn die Schwelle dieses Hauses betreten — Lindenholm mit teuflischer Lache in seinem Herzen über den so glücklich gelungenen Streich, — der Minister mit Zorn und Abscheu vor einem Menschen, den ihm der Anschein als den elendesten Betrüger zeigte.

Ha! der Schändliche! rief er auf, ich will ihm die Larve vom Gesicht reißen. Kommt mit mir, sagte er zu Lindenholm, ich muß hinein, und wenn noch ein

Tröpfchen ehrliches Blut in seinen Adern schlägt, so will ich's ihm ins Gesicht jagen. Mit schnellem Ungestüm öffneten sie die Thüre, und — da stand der Betrüger — Lindenholm. Die alte Kupplerinn und ihre beyden Mädchen lagen eben in einer bittenden Stellung zu Herwings Füßen, und gestanden ihm mit Thränen ihr schändliches Vorhaben, als der Minister mit Lindenholm zur Thüre hineintrat. — Herwing wendete sich gleich zu ihm, und bath ihn, aus dem Munde dieser Leute selbst seine Rechtfertigung zu hören. — Ja, fing die Alte an, dieser Herr da hat uns durch Geld und Worte verleitet, den edlen Mann mit dem Verdachte eines schändlichen Wollüstlings zu brandmarken, und mich dadurch des schwärzesten Undanks schuldig zu machen. Er rettete mich vor einigen Jahren aus der äußersten Dürftigkeit, und setzte mich durch die Summe, die mir von dem gewonnenen Prozeß zufiel, in einen Stand, wo ich meine Tage glücklich und mit Ehren hätte verleben können, wenn mich nicht Leichtsinn und Stolz meiner Mädchen wieder gestürzt hätten. Wir vergaßen, daß wir kein Vermögen mehr hatten, wollten die vorige Lebensart fortsetzen, und suchten auf Wegen das Glück, wo man gerade der Schande und dem Verderben entgegen rennt. Euer Excellenz! Ich weiß nur zu wohl, daß die strengste Strafe unser wartet; aber gern will ich meine Schuld büßen — lebenslang büßen, weil nur die abscheulichste That nicht gelungen ist. —

Der Minister wandte sich nun zu Lindenholm, und ein wilder, grimmiger Blick ließen ihn seine Strafe ahnen. Aller Zorn, den er gegen Herwing gereizt hatte, fiel nun doppelt auf ihn zurück, und von allen Seiten mußte er die härtesten Ausdrücke, die schimpflichsten Vorwürfe dulden. Herwing allein trat hin zu ihm, und sagte mit sanftem Tone — im Tone der edelsten Freundschaft: Freund! wie konnten Sie so grausam gegen sich selbst seyn? — Er wagte auch ein Wort bey dem Minister für seinen Feind; aber er bath ihn zu schweigen, umarmte ihn, und sagte: Herwing! Verzeihen Sie mir die Beleidigung, die Sie von mir erlitten haben! Ich versichere Ihnen hier mein ganzes Zutrauen, und keine was immer für eine Anklage soll es Ihnen je wieder rauben können.

So siegte er über seinen gefährlichsten Feind, ohne es je gewollt zu haben, selbst da sich die Bosheit schon seines Sturzes freute. O fänden sich doch mehr der Edlen wie Herwing in dem Tagebuch der Menschheit, und der Menschenfreund könnte vergessen, daß es Lindenholms gibt!

Karl von Lindenberg.

Eine Erzählung.

Karl von Lindenberg war ein guter Jüngling; er besaß ein empfindsames Herz und eine edle Seele.

Güte des Herzens ist ein Geschenk der Schöpfung und eine empfindsame Seele ist Glück für die Menschheit. Wie schön und edel ist die Natur, wie heiter die Tage des Frühlings, wie angenehm die Abende nach einem schwülen Tage — wie reitzend die stillen Nächte, wenn die Sterne am Himmel glänzen, oder der Mond seine sanften Lichtstrahlen verbreitet! Wie sehnt sich der Wanderer nach einem mühevollen Tage nach Ruhe — und welche Wonne kühlet den Busen des ermüdeten Reisenden, wenn ihn eine gutthätige Linde in seinen Schatten aufnimmt! Wohlwollen unter den Menschen ist Wink der Natur, das Glück unsrer Tage liegt in unsern Herzen. Im Gefühle, im Mitleid herrscht Kraft, und stärkere Kraft als in Balsamtränken. Lindenberg fühlte dieses Alles in seinem Herzen; schon frühe in seiner Jugend nahm er Antheil am Schicksale der Unglücklichen, und seine Seele öffnete sich gern dem Leidenden, wie das Nachtveilchen sich öffnet, um die letzten Stunden des sterbenden Tages in ihrem wohlthätigen Schooße aufzunehmen.

In stillen Gegenden, in öden Wäldern wandelte Lindenberg einsam herum, dachte dem Schicksale

der Menschen nach, und stimmte sein Herz beym Gesang der Nachtigallen zu empfindsamen Regungen.

Leiden und Mitleid war sein Geschäft, und doch war kein verzehrender Gram an seiner Stirne. Sanfte Theilnehmung an Allem, was unglücklich war, mahlte sich deutlich in seinem schmachtenden Auge.

Eine stille Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe erhob die Reize seiner sanften Physiognomie. Seine entgegenkommende Miene, sein gütiger Blick erhöhte jene edle Traurigkeit theilnehmender Seelen, und goß alle Reize der süßen Melancholie auf seine Bildung.

Gute Herzen ketten sich gern an andere, und gefühlvolle Seelen wünschen sich wieder die Bekanntschaft gefühlvoller Seelen. So ging es dem guten Lindenberg auch; er fühlte das Leere in seinem Herzen, und wünschte sich oft einen Gegenstand, in dessen freundschaftlichen Schooß er das Innerste seines Herzens ausgießen könnte — er wünschte sich einen Freund.

Einen Freund hast du dir gewünscht, armer Lindenberg! einen Freund! — o wie bedaure ich dich, daß deine Seele dieser Gedanke martert! Freunde für ein fühlendes Herz, wo sind die? Freunde des Vergnügens, der Wollust, der Mahlzeit, und der Ausschweifung — solche Freunde kannst du genug finden, guter Lindenberg! aber Freunde, wie dein Herz sie begehrt, wo willst du sie finden? — Entsage, ich bitte dich, diesem Gedanken; er wird sonst die Ruhe deiner Tage stören, dein gutes Herz

wird dir ein Ideal erschaffen, das ohne Existenz ist. Der feine Betrüger wird dich täuschen, wird die Maske der Freundschaft nehmen, und sich dann als ein Ungeheuer entlarven, wenn du in nächtlichen Stunden in seinen Armen zu ruhen glaubst. — Nichts ist hienieden so selten als Freundschaft. — Die wenigen Redlichen, denen die Gottheit ein fähiges Herz zu diesem Triebe gab, die wenigen Redlichen leben einsam wie in einer Einöde, kennen sich nicht, weil Erfahrung von Betrogenwerden, und Betrogenwordenseyn, eine Scheidewand zwischen ihnen aufthürmte, und die Kette zerriß, durch die die Natur die Menschen an Menschen fesselte.

Hüthe dich, lieber Lindenberg, vor Freunden, und zittere bey der Wahl in unsern Tagen! Lebe einsam, thue jedem Menschen Gutes, fordere von Niemanden einen Dank, von Niemanden ein Gefühl und Freundschaft, und du wirst glücklich leben! Schildere dir die Menschen nicht, wie sie seyn sollen, sondern wie sie sind, — Niederträchtige — Undankbare — Gefühllose — und liebe sie doch diese Niederträchtigen, diese Undankbaren, diese Gefühllosen, weil sie dir der Schöpfer zu deinen Brüdern gab. — Folge meinem Rath! Ich habe ein Bündniß in meinem Herzen geschlossen, der Freund jedes Menschen zu seyn, und von Niemanden Erwiederung der Freundschaft zu begehren, ich habe mich entschlossen, Menschen zu lieben, um von ihnen gehaßt zu werden, Gutes zu thun, um Undankbarkeit

zu erfahren, Beleidigungen zu verzeihen, um auf das neue beschimpft zu werden. So ist nun meine Denkart, und ich will die Ungerechtigkeiten der Sterblichen Niemanden klagen, als dem, der die Seelen der Menschen sieht, und die Ursachen weiß, warum er dieses alles zulasset.

Wir werden vergnügt seyn, Lindenberg, und wenn auch unser Herz sich empört, wenn eine Thräne heiß wie Gluth, auf unsre Wange fließt bey dem Gedanken an die leidende Menschheit — so können wir ja doch vergnügt seyn, daß wir von Ungeheuern nichts forderten, als was Ungeheuer geben können. Wenn ich eine Schlange aus der Grube zöge, und sie tödtete mich dann, so ist es ja die Natur des giftigen Wurms; war meine That minder gut, meine Handlung minder wohlthätig? — Kann mir ihr giftiger Biß die Ruhe meines Gewissens, die Ueberzeugung meines Gefühls rauben? O nein, Lindenberg! — Nur hier im Herzen ist Ruh — nur hier Lohn der Tugend; fordere keinen andern. Ich gestehe es dir, edler Sterblicher! daß ich auch manchmahl des Abends, wie du, die Sterne betrachte, die über mich hinrollen, mir ihre Bewohner zu kennen und zu wissen wünsche, ob sie auch unsern Brüdern im Weltthal gleichen. Tröstend ist der Gedanke der Bosheit der Menschen nicht, aber doch beruhigend für eine ehrliche Seele. — Er führt uns zurück zu Gott, der der einzige wahre Freund der Tugend ist.

Kannst du Jemanden Gutes thun, so versäume die Gelegenheit nicht; allein wenn dich dein Mitmensch versichern will, daß er dir dankbar seyn wird, so nimm die Versicherung in deinem Herzen nicht an! — Glaub mir, es könnte eine Lüge seyn; und warum willst du einen Strafbaren noch strafbarer machen, und zu seinen Schandthaten auch diese noch hinzusetzen, daß er, wenn er das, was heilig in der Natur und der Menschheit ist, frevelt, sich auch noch zum Lügner machen sollte? —

So mache es auch mit der Freundschaft! Sey der Freund jedes Menschen, und fordere von Niemanden Freundschaft! Dann wirst du dich gegen Niemanden zu beschweren haben. —

Freylich, guter Lindenberg! ist dieses alles nicht so leicht, allein es ist Nothwendigkeit; die Menschen sind einmahl so, Erfahrung lehrt sie uns kennen.

Ich weiß wohl eine Zeit, wo ich nicht so dachte, an der ich immer die Menschen besser beurtheilte, als sie sind; allein sie bewiesen mir deutlich meinen Betrug, und heilten mir meine blöden Augen, ich sehe deutlicher. Diese meine nunmalige Denkart führt mich auch näher zum Schöpfer zurück, entfernt mich mehr von Geschöpfen, adelt mehr meine Handlungen, weil sich wenigere Absichten von Eigennutz und Selbstliebe in selbe mischen. Glaube mir, Lindenberg! liebe die Menschen nicht, weil sie liebenswürdig sind, sondern weil die Gottheit dir befiehlt, deine Brüder zu lieben;

thue deinem Nächsten Gutes, nicht darum, weil er es verdienet, sondern darum, weil Gutesthun Ähnlichwerdung der Gottheit ist! —

Thue Gutes mit Verzicht auf Dankbarkeit, thue Gutes aus Liebe gegen den, der die Liebe ist!

So würde ich zu Lindenberg gesprochen haben, wenn ich ihn gekannt hätte, den Edlen, allein die Sprache der Gottheit und der Vernunft ist hörbar Jedem, der sie hören will.

Lindenberg hörte sie auch, und richtete seine Denkart nach diesen Grunsätzen ein. Er that Gutes, und erfuhr die schändlichsten Undankbarkeiten, und ermüdete doch nicht, Gutes zu thun. Sein Vergnügen war die Einsamkeit, und seine Freude der Genuß der Wonne der Natur.

Eines Tages ging Lindenberg spät am Abend vom Dorf zurück, wo er öfters hinkam, und Gutes that. Ein alter Mann, der sich mit der Arbeit nicht mehr nähren konnte, war der Gegenstand von Lindenbergs Besuch. Bey diesem brachte Lindenberg manche Stunden zu, und tröstete ihn in seinem Unglücke. Als Lindenberg den Alten verließ, und nach der Stadt zurückkehrte, reitzte eine ländliche Familie, die ihre Abendmahlzeit unter einer Linde verzehrte, seine ganze Aufmerksamkeit. Ein Mann mit braunem Gesicht saß an der Linde. schlang seinen Arm um den Nacken seiner ländlichen Gattinn, und die Kinder spielten mit Blu-

men auf seinem Schooß. Milch war im Gefäße, und Brod auf dem Rasen.

Gütiger Schöpfer! rief er da aus: wie glücklich muß doch der seyn, der an der Seite eines gefühlvollen Weibes die Freuden der Natur genießen kann! wie glücklich ist doch der Sterbliche, der in den Armen eines theilnehmenden Wesens, mit gleicher Stimmung der Seele, mit gleichem Herzesgefühl, die Güte der Gottheit bewundert, und die Freuden der Unschuld genießt!

O könnte ich auch so ein Mädchen finden — so rief er — und ging traurig mit niedergeschlagener Seele fort, als hätte ihm ein Schutzgeist in die Ohren geflüstert, daß solche Mädchen sehr selten wären. —

Selten, ja wirklich recht selten! Ist gleich in unserm Jahrhundert Empfindsamkeit Mode, so ist sie doch nicht Seelengefühl, sondern bloß nur Empfindeley, und der Jüngling wird leicht bethört, der empfindsame Schwärmer getäuscht.

Lindenberg wußte wohl den Unterschied zwischen einer edlen und gefühlvollen Mädchenseele, und der Seele einer empfindelnden Schwärmerinn.

Lindenberg, so sagte er sich selbst, sey auf deiner Huth, daß du nicht in die Fallstricke einer empfindsamen Dirne fällst! — Lerne das gute Herz von dem schwachen wohl unterscheiden, und benutze zu deinem Mädchenstudium die Erfahrung! Kennst du nicht das Weib des rechtschaffnen Silvander? — wie herr-

lich ist ihr Geist, wie edel der Ausdruck, wie gefühlvoll manche ihrer Handlungen — und doch, doch ist sie nichts, als eine Schwärmerinn. Sie hat Vernunft, sie hat Gefühl, aber ihre Leidenschaft schwächt ihre Vernunft, und entseelt ihr Gefühl. — Schwachheit, nicht Herzensgüte ist ihr Karakter, Empfindeley, nicht Empfindung; vergißt das gute Herz ihren Gatten, ihrer Kinder, um sich bis zu einem niedrigen Liebshandel herabzulassen? heißt sich erniedrigen, sich wegwerfen, Empfindung Empfindeley?

O Menschenfreundlichkeit! wie gefährlich bist du im Herzen des Weibes! Unter deiner Maske schleicht sich so gern die Ausschweifung ein, und die gütige Herablassung sinkt oft bis zur Erniedrigung herab. Unsre thörichte Selbstliebe, die immer gewohnt ist, uns zu täuschen, verführt uns unter mancherley Gestalten. —

Belmine liebt einen Seiltänzer oder einen Laufer, und ihr verblendetes Herz entschuldigt ihre Thorheit, und nennt diese Erniedrigung menschenfreundliche Herablassung — und ihre Untreue, menschenfreundliches Wohlwohlen gegen ihren Nächsten. Man muß nicht stolz seyn, sagt Belmine, die Menschen sind alle gleich, und aus diesem Grundsatz gibt ihr Herz den Buhlern die Stelle des Mannes in ihrem Herzen, denn die Menschen sind alle gleich. —

Lindenberg wußte wohl alle diese gefährlichen Grundsätze dieses Frauenzimmers, und zitterte beym Gedanken einer empfindsamen Gattinn.

Der Gedanke ist äußerst niederschlagend für einen empfindsamen Jüngling, wenn er über die Koketterie der Mädchen und ihrer verdorbenen Denkart nachsinnt. Die Wahl einer Gattinn ist heut zu Tage bedenklicher, als sie jemahls war. Wo ist das aufrichtige deutsche Mädchen? wo die redlichen unverfälschten Sitten, die das deutsche Weib machten? Die Zierde der Sitten hat sich in Putz, und die Redlichkeit in Federbüsche verloren.

Lindenberg überdachte dieses alles mit tiefer Ueberlegung, und schrieb sich viel Bemerkungen über das deutsche Frauenzimmer in seine Schreibtafel.

So bedrängt Lindenbergs Seele immer bey diesen Gedanken war, so hatte doch der sanfte Trieb der Natur zu viel Macht über sein Herz, als daß er sich vollkommen entschließen konnte, der Liebe zu entsagen. Vielleicht, sagte er oft, wird der Himmel, der mein Herz kennt, meine Empfindungen leiten; er wird mich das Mädchen kennen lernen, die mich glücklich machen soll. Mit diesen Gedanken schwärmte er oft einsam herum, und unterhielt sich mit dem Ideal eines Mädchens, dem seine lebhafte Einbildungskraft das Daseyn gab.

Lindenbergs gefühlvolles Herz war jedes rührenden Auftritts empfänglich, und was je seiner Seele auffiel konnten Zeit und Umstände schwerlich mehr aus seinem Herzen verdrängen.

Die ländliche Mahlzeit, die Lindenberg sah, der braune Mann im Arm seiner ländlichen Gattinn, die spielenden Kinder, das ganze rührende Gemälde war

so lebhaft in seinem Geist abgedrückt, als schwebte es immer vor des Jünglings Augen.

Die Freude, die er bey dieser Scene fühlte, das unbeschreibliche Etwas, das ihm Vergnügen an diesem Bilde gab, alles das führte unvermerkt den guten Lindenberg oft an die Stelle, wo ihm dieses Gesicht zum Erstenmahl erschien. Er machte diese Gegend zu seiner Lieblingsgegend, und die Linde zu seiner Lieblingslinde; manchmahl saß er selbst in ihrem Schatten, dachte, wähnte, und träumte, und es wahr ihm so wohl — und seinem Herzen ahnte, ich weiß nicht was, alles Fröhliche und Gute.

An einem schwülen Sommertage, als eben Lindenberg wieder unter dem Baume saß, zogen sich schwarze Wolken am Himmel auf; ein heftiger Regen überraschte den guten Jüngling, der nun gezwungen war, zu seiner Rückkehr eine bessere Stunde abzuwarten.

In der Ferne schlängelten sich feurige Blitze durch die Wolken. Lindenberg sah diesem herrlichen Schauspiele der Natur zu, und bethete Gottes Allmacht in ihrer Majestät an. Das Gewitter ward heftiger, der Regen nahm zu; ein kleiner Ziegenhirt flüchtete sich auch unter den schützenden Baum, und Lindenberg machte bald Bekanntschaft mit dem Knaben.

Guter Bube! fing Lindenberg an: deine Kleider sind ja durchgenäßt, als hätte man dich aus dem Wasser gezogen! wie wird es dir die Nacht über ge-

hen, wenn du vielleicht keinen Rock mehr zum Abwechseln haben solltest!

Hirt. Lieber Herr! Sie haben wohl recht, daß es mir übel gehen würde. Ich weiß wohl eine Zeit, wo ich manche lange Nacht durch, wie eine arme Gans, vor Nässe schnatterte, und mich oft Tage lang nicht trocknen konnte; aber, unserm lieben Herrgott sey's gedankt! diese Tage sind verflossen. Der liebe Gott schickte mir nun Kleidung und Wäsche, Schuhe und Strümpfe; sehen Sie nun, mein lieber Herr! noch drey solche Röcke hab' ich zu Hause in meinem Kasten, wie Sie einen da sehen.

Lindenberg. Wer war denn so liebvoll, guter Knabe! und ließ Dir dieses alles machen?

Hirt. Das will ich Ihnen erzählen: Meine Aeltern sind schon lange todt, und ich habe gar keinen Freund und Blutsverwandten mehr, wenigstens kenne ich keinen; ich hätte Hungers sterben müssen, wenn mich nicht der Bauer, der dort am großen Hofe wohnt, aufgenommen und als einen Ziegenhirten angestellt hätte. Ich war freylich viel glücklicher als vorher, allein drey Gulden Lohn, die er mir gab, langten nicht, um mir etwas Kleidung zu schaffen. — Tag und Nacht war ich unter freyem Himmel, war voll Unflath, voll Ungeziefer, und mußte im harten Winter froh seyn, wenn mir mein Herr erlaubte, im Geißstalle auf dem Stroh bey meinen Ziegen zu schlafen; — aber, lieber Herr! so traurig als mein Schicksal im-

mer war, so murrte ich doch nie wider meinen lieben Gott, und dachte, es wird schon besser werden, und wird es nicht besser, Martin! so sagte ich zu mir selbst, so wird dich doch der liebe Herrgott schon einmahl in Himmel zu sich nehmen.

Wenn ich auf dem Felde war, und sah die Vögel mit ihren schönen Federn, die wolligen Schafe und meine scheckigen Ziegen, da sang ich denn zuweilen so ein Lied, wie ich es Ihnen gleich singen werde. Hier sang Martin:

Lieber Herrgott! der du kleidest
Jeden Vogel gut und schön,
Der du meine Ziegen weidest,
Eile auch mir beyzustehn!

Sieh! Ich bin ein armer Knabe,
Hab' dir nichts zu leid gethan.
Weil ich keinen Menschen habe,
Nimm dich, Vater! meiner an.

So sang ich — und da ich so sang, schlug eine Zähre die andere. Ich weinte oft bitterlich, und doch tröstete mich immer etwas, und lispelte mir in die Ohren: sey nur getröstet, Martin! Gott wird für dich sorgen. Und er hat auch gesorgt.

Es war an einem der schönsten Mayentage des Jahrs, als ich früh morgens meine Ziegen auf die Weide trieb, und froh — von dem Anblicke des herrlichen Morgens entzückt — dem Schöpfer mein Liedchen sang, und mich dieses schönen Tages zu freuen in meinem Herzen beschloß, so daß ich mich schon ganz erwachsen dünk-

te, und mein Elend vergaß: da setzte ich mich unter ein schattiges Haselgesträuch am Bache, bey dessen freundlichem Geräusche ich oft schon, von Kummer ermüdet, einschlief, und so glücklich war, daß es mir allezeit leid that, wenn ich wieder erwachte.

Und Alles um mich her, so weit ich sehen und hören konnte, war guter Dinge, und freute sich des schönen Tages. Die Vögel sangen gar wunderschön und süß durcheinander, und wurden nicht müde zu singen, und hüpften von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum, und waren so freundlich, so gut miteinander, der Hänfling und die Finke, die Meise und das Rothkelchen, daß ich meine herzliche Freude daran hatte. Die ganze Gegend hallte von den mancherley Tönen der Freude, von dem lautesten Frohlocken. In keiner Heerde hätten Sie ein Thier gesehen, das den Kopf hing, und mit traurigem Schweigen Ihnen zu verstehen gegeben hätte: ich bin nicht von den Fröhlichen des heutigen Tages. Guter Martin! dachte ich, wenn es immer solche Tage gäbe, wenn sich nie ein Wetter am Himmel zusammenzöge, und keine Schlossen fielen; wenn ich nie mehr den rauhen Winter zu befürchten hätte, und es immer schöner Frühling bliebe, wie gerne wollte ich immer auf den ersten Hahnenschrey mein Stroh verlassen, und mit bloßen Füßen, mit zerrissenen Lumpen, und sollten sie mich kaum zur Hälfte bedecken, mit meinen Ziegen auf die Weide ziehen, und die Nacht auf einem Baume zubringen, und gewiß, mir

ginge nichts ab, um recht froh zu seyn; ich würde mich besser dabey befinden, als der Oberknecht, der Kleidung genug, ein besseres Leben, und obendrein noch ein hübsches Geld vom Bauer hat — ja! ich tauschte wohl vielleicht gar mit meinem Bauer selbst nicht.

Aber da dachte ich auch wieder: sieh, Martin! bist ein dummer Junge! Wenn es besser wäre, und wir keines Winters und keines Sommers nöthig hätten, würde es der liebe Gott wohl so eingerichtet haben, daß es immer Frühling bliebe, daß es nie regnete, und nie hagelte, und du immer in den schönen Tagen deine Heerde weiden könntest? Dein Wunsch ist also thöricht. Mit diesem Sinne wurd ich's nun wieder zufrieden, und mein Wunsch schränkte sich bloß auf den einzigen Tag ein, und endete sich dann dieser so schön, so heiter, wie er begann, ja — dann wäre mir mein Leben um die ganze Welt nicht feil gewesen; ich vergaß Schnee und Kälte, Wetter und Schlossen, und legte mich in der süßen Hoffnung nieder, daß ich auch den folgenden Tag so herrlich würde aufgehen sehen, und so ungestört bis am Abend die Wonne würde genießen können, die mir die Heiterkeit des Himmels und der Anblick des schönen Landes verschafft.

Lindenberg. Du bist ein herzensguter Junge, lieber Martin! Wie Wenige an Deiner Stelle würden so denken — wie Wenige bey ungleich besserm Glücke! — Aber Du wolltest mir ja erzählen —

Hirt. Ich sehe wohl, ich mach' es Ihnen zu

lange, lieber Herr! aber verzeihen Sie mir, ich kann mir nicht abbrechen, wenn ich einmal darauf zu sprechen komme; es ist auch das Beste, was ich habe, mein einziges Glück, all' meine Freude. Nu, haben Sie nur ein klein Weilchen Geduld, ich will's jetzt schon kurz machen.

So war mir schon dieser schöne Tag über die Hälfte verschwunden, und in meinen Gedanken war ich noch so weit hinter ihm, daß ich immer noch den Morgen davon im Kopf hatte, als sich die kleinen Wölkchen, die dort und da am Himmel zerstreut waren, immer näher zusammenzogen, bis sie endlich alle beysammen eine große finstere Wolke ausmachten, die der ganzen Gegend die Sonne verbarg.

Es stand nicht lange an, so war alles Nacht, und es blitzte und donnerte so entsetzlich, daß ich mich recht zu fürchten anfing. — Mein Gott! dacht' ich mir, bin wohl nicht auf der Welt, um eine Freude zu haben; und der Gedanke machte mich so traurig, daß ich weinte, und meines Zustandes ganz überdrüßig wurde.

Ich trachtete so viel möglich, mit meinen Ziegen unter Dach zu kommen; aber auf einmal überfiel mich der Regen, und das so gewaltig — ey das war — als hätten sie droben alle Feuer=Eimer umgestürzt — ich konnte kaum mehr zu Athem kommen; und das hätte doch noch hingehen mögen; aber da hagelte es Schlossen, groß wie die Haselnüsse. Ich fühlte immer nach dem Kopf, denn er schmerzte mich, als wär' ich

damit an die Wand gerannt. Der Boden war in kurzer Zeit fußtief mit Hagel bedeckt, und er fror, daß ich glaubte, der leibhaftige Winter wäre da. Am ganzen Leib keinen heilen Fleck, tropfennaß und so verfroren, als wär ich über Nacht auf dem Eise gelegen, weinte und heulte ich in einem fort, bis ich ans Dorf kam, und meine Ziegen mußten bessern Muths gewesen seyn, denn ich hatte ihrer nicht mehr Acht, und doch verlor ich keine davon.

In diesem schönen Aufzuge sah ich ein Mädchen, das unter der Schwelle ihres Hauses stand, und eben auch den Regen und Hagel von sich schüttelte. Sie war gut gekleidet, und mochte noch nicht viel vom Wetter gelitten haben. Ich sah sie an, und nun that es mir doppelt wehe, daß ich so arm war. — Das gute Kind hatte Mitleid mit mir, als sie mich so zerfetzt und so übel vom Wetter zugerichtet sah, und sagte: Ey Du armer Junge! wie Du aussiehst! Mache ja geschwind, daß Du unter Dach kömmst und trockne Kleider an den Leib bringst, sonst wirst Du ja krank. — Ach! das fuhr mir wie ein Messerstich durchs Herz. Antworten konnte ich nicht; ich sah sie an; aber schnell kehrte ich mich wieder um, und weinte. — Ich glaube wohl, daß es Dir wehe thut, fuhr sie fort, Du frierst ja ganz jämmerlich; aber wenn Du nur ein Mahl wieder trocken bist, dann ist's gleich wieder vorüber. — Ach! das werde ich wohl heute nimmer, sagte ich ihr.

Das Mädchen. Wie? Warum denn nicht?

Mein Gott! weil das all mein Hab ist, was Sie an mir sehen. Das ging dem guten Mädchen nahe; ich sah, daß eine Thräne ihr im Auge stand. Sie nahm mich bey der Hand, und sagte: Gibt Dir denn Dein Vater nichts? — Ich habe ja keinen mehr, antwortete ich; und nun erzählte ich ihr denn Alles, wie es um mich stand, und wie hart es mir immer gegangen. Du lieber Gott! das Mädchen weinte mit mir, daß man hätte glauben sollen, es ging sie Alles so viel an wie mich, und habe mein Lebtag noch mit ihr kein Wort geredet.

Nach einer kleinen Weile sagte sie: Warte hier ein Weilchen! Ich will Dir von meinem Bruder etwas alte Kleidung bringen; er ist zwar größer als Du: aber wenn sie Dir schon nicht vollkommen paßt, vor der Hand ist es doch besser, Du hast etwas, als gar nichts. O die Freude, mein Herr! können Sie sich gar nicht vorstellen, und ich kann es Ihnen auch nicht sagen, wie mir war, als ich das gute Mädchen mit all dem Zeugs sah, was sie mir brachte. Wenn mir der Regen den ganzen Leib durchgeweicht, und mich der Hagel braun und blau geschlagen hätte, ich hätte nichts mehr gefühlt davon, so wohl war mir wieder. Darauf mußte ich ihr auch sagen, wo ich wohne, und die Gegend zeigen, wo ich meine Ziegen weide.

Lindenberg. Das edle Mädchen! Wo ist sie? — Guter Junge! führe mich zu ihr, daß ich sie sehe, die Engelseele. —

Hirt. Das sollen Sie, mein Herr! und Sie werden Ihre Freude daran haben. Aber lassen Sie nur erst den Regen vorüber ziehen; mittlerweile will ich Ihnen sagen, wie es weiter ging. Das Schönste kömmt noch. — Sie kam wirklich zu mir den andern Morgen — es war an einem Sonntage — und brachte mir in ihrer Schürze eingewickelt noch zwey Röcke und viel andere Kleidungsstücke, und ich hatte in meinem Sinne so viel daran, daß ich glaubte, ich brauchte in meinem Leben nichts mehr in der Welt. Aus ihrer Tasche zog sie Kuchen hervor, und ein großes Stück weiß Brot, wie ich mein Lebtag keines gesehen habe; setzte sich zu mir, und sagte gar freundlich: Nun laß Dir's schmecken, und sey guter Dinge; es wird schon einmahl besser werden. Ich weiß Deinen Namen noch nicht; wie heißt Du denn? —

Martin. —

Sieh, lieber Martin! sagte sie, ich habe es gestern meinen Aeltern gesagt, daß Du so arm bist, als ich Dir was zu bringen versprach, und ich bath für Dich daß sie mir die Erlaubniß dazu geben möchten, und da sagten sie, sie möchten Dich wohl kennen, und wenn Du brav bist, und es Dich freut, so wollten sie Dich den Winter durch mit mir zur Schule schicken, daß Du was lernst, und es Dir mit der Zeit besser gehe; wolltest Du wohl? — Ich schrie aus vollem Halse: Ja, ja! und war so grob vor lauter Freude, daß ich ihr um den Hals fiel, und sie küßte, als wäre sie meine Schwe-

ster. Ich ging darauf mit zu ihren Aeltern, und that da — weil ich so Leute zu sehen nicht gewohnt war — so albern, daß ich mich jetzt noch schäme. Es wäre kein Wunder gewesen, sie hätten mich brav ausgelacht und wieder fortgeschickt; aber — Herr! sie waren so freundlich und so gut, als wenn ich ihr eigenes Kind wäre, und ich gehe nun traulicher mit ihnen um, als mit meinem Bauer und seinen Knechten.

Lindenberg. In der That, so edle Menschen gibt es wenig. Aber ich möchte sie sehen, Martin! Der Regen wird uns so viel nicht mehr schaden: auch ist es schon spät am Tage. Es ist ein seltnes Glück, gute Menschen zu sehen, und die Wonne des Menschenfreundes, sie zu kennen. Komm!

Hirt. Nun, wenn Sie nicht mehr bleiben wollen, so muß ich wohl; wer könnte es Ihnen abschlagen: ich könnte Ihnen freylich noch eine Menge Sachen sagen. —

Lindenberg. Wir wollen uns öfters sprechen, guter Martin! aber heut verlange ich zu sehr, sie zu sehen.

Hirt. Nun, es lohnt auch den Gang. Ich weiß gewiß, Sie gehen mehr als ein Paar Schuh durch, bis Sie das letzte mahl da sind. So ein gutes, herziges Mädchen, und so brave Leute kann es nicht mehr geben, als diese sind.

Lindenberg. Du reizest mein Verlangen immer mehr. — Kannst Du mir nicht vorläufig eine kleine Beschreibung von ihr machen? Wie sieht sie denn aus?

Hirt. Wie sie aussieht? — Ja Herr! wer Ih-

nen das sagen könnte! — Schön! Schön! — Nicht schön, wie des Michels Grete, und des Amtmanns Lischen, die die stolzesten Dirnen im Dorfe sind; es ist ganz was anders. — Sie sieht Einen so himmlisch gut an, daß Einem das Herz im Leibe vor Freude zittert, und ich kann's gar nie müde werden sie anzusehen. Ich kann Ihnen nicht besser rathen, als, Sie bilden sich ein, Sie sähen die schönste Heilige, und ich wette, ich habe es getroffen. — Und was sie redet, ist so sanft, so schön, so gut gemeint — sie schilt nicht, und ist nicht schnippisch, wie andere, und da kann sie Einem so reden, als wenn sie es aus dem Buche läse, und was sie sagt, ist wahr. Wenn wir so zwey bis drey Stunden beysammen sitzen, und ich ihr zuhöre, so ist mir es doch allzeit, als wenn wir erst zusammen gekommen wären, und hätte sie nur eine Viertelstunde lang gehört und gesehen. Sie hat ihre Freude an mir; ich weiß aber nicht warum. Ich bin recht tölpelhaft, und habe ihr schon manchen dummen Streich gespielt; aber nicht ein schlimmes Wort gab sie mir. Sie sagt mir oft die schönsten Lehren vor; und ich sperre Augen und Maul auf, um sie nur recht zu verstehen, und es mir zu merken, aber da habe ich manchmahl den andern Tag schon wieder das Beste vergessen — ich möchte mich oft selbst vor den Kopf schlagen — aber sehen Sie, wenn Sie mich dann darum wieder fragt, und ich weine und ihr gestehe, daß ich es nicht mehr weiß, ist sie so gut und sagt mir es

wieder — ein = zwey = dreymahl vor, — und das so freundlich, so gut, als hätte ich meine Sache auf das Beste gewußt.

Lindenberg. Kannst Du mir einige dieser Lehren sagen?

Hirt. O ja! zum Beyspiel, sie traf mich jetzt schon einigemahl unter dem Haselbusche, wie ich Ihnen selbst erzählt habe, schlafend an. Sie weckte mich nicht mit einem gähen Schrey, der mich etwa erschreckt hätte, oder mit einem derben Schlage, sondern erwartete still mein Erwachen. Da stand sie, wie ein Engel vor mir, so mild und feyerlich, und hätte ein gutes Abendbrot in der Schürze. Das reichte sie mir, und dann fragte sie, ob ich sanft geschlafen hätte. Ich antwortete ihr ja, und sagte, das wäre vormahls, ehe ich sie gekannt hätte, mein Bestes auf der Erde gewesen, und mache wirklich noch einen großen Theil meines Glückes aus. Gut, erwiederte sie, der Schlaf ist süß: aber wie ich dir schon oft gesagt habe, all dein Vergnügen, all dein Glück muß deinem Nächsten nicht nachtheilig werden. — Wenn du nun schlafest, sind die Ziegen ohne Hirten, und jeder Schalk kann dir eine rauben, oder sonst einen bösen Streich spielen; da siehst du wohl ein, was deine Huth werth ist? Wachsamkeit ist die größte Tugend eines Hirten, ohne die der Hirt gar nichts taugt. Du mußt also diesem Vergnügen künftighin entsagen, weil es deinem Nächsten

schädlich ist, und dich in Ausübung deiner Pflichten hindert.

Ich fand, daß sie wohl recht haben könnte, und nahm mirs so kräftig vor, nie wieder zu schlafen, daß ich meinen Kopf daran gesetzt hätte, aber — da hab' ich's schon oft übersehen. Wie erschrecke ich aber dann, wenn ich aufwache, und sie vor mir sehe — Ha! es läuft mir eiskalt über den ganzen Leib; nicht so fürchtete ich mich, wenn mein Herr, der Bauer, mich sähe, bey dem's nicht ohne einem Schock Prügel ablaufen würde, aber ich fürchte mehr das gute Mädchen durch meine Faulheit zu beleidigen, sie böse zu machen; und das würde mir viel weher thun, als Schläge und Auszanken.

Lindenberg. Guter Martin! ich dachte nicht, daß ein Mensch wie Du, so glücklich seyn könnte. Aber nun bist Du doch so ziemlich mit Deinem Stande zufrieden?

Hirt. O ja, ich bin's — bin's vom ganzen Herzen. Jetzt mag's wettern, mag's regnen, hageln, schneylen, und Stock und Stein zusammenfrieren, ich habe Kleidung die Hülle und die Fülle, und darf im Winter nicht mehr im Geißstalle schlafen, denn die Aeltern des guten Mädchens haben mir auch versprochen, mich zu sich ins Haus zu nehmen, und da bekomm ich ein Bett und eine warme Stube. Jetzt möchte ich wohl, daß es Winter wäre.

Lindenberg. Glücklicher Junge! mit so We-

nig glücklich! — so ganz Unschuld, so ganz unverdorbene Natur. Lindenberg! — Du wirst nicht einmahl mehr so glücklich, als ein Hirtenjunge, denn du bist schon außer seinem Kreise, fühlst zu viel Bedürfnisse, die dich umringen, und ihre Befriedigung — ach! sie sind ja zu des Menschen Pein erdacht, diese Bedürfnisse! —

Hirt. Hm! Was sagten Sie jetzt?

Lindenberg. Du hast es doch gehört?

Hirt. Gehört! Reden habe ich wohl gehört, aber was —

Lindenberg. Mehr Glück für Dich, daß Du diese Sprache noch nicht verstehst. O daß ich sie auch nicht verstände!

Hirt. Ist es denn böse, wenn man's versteht?

Lindenberg. Hast Du Deinen Bauer sich nie beklagen gehört, daß es ihm nicht wohl ergehe? hast Du ihn nie weinen gesehen, und wünschen gehört, daß er doch auch so gut daran wäre, wie sein reicherer Nachbar? so wohl leben könnte, wie seine Herrschaft, oder so was dergleichen?

Hirt. Gar oft; und ich sehe ihn doch selten zu Hause. Er ist oft so toll, daß er Alles unter sich treten möchte; auch hab' ich ihn wohl ein paarmal weinen gesehen; aber das geschieht selten, und da muß es ihm schon recht zu Herzen gehen; denn wenn er sonst zornig ist, so stampft und wüthet er, wie ein unbändiges Roß, und geberdet sich fürchterlich. — Einmal kann ich mich auch noch erinnern, daß ich mich mächtig über

ihn wunderte, und da stand — das Maul angelweit offen — als sähe ich große Wunder. — An einem gar schönen Herbsttage brachte ich ihm sein Abendbrot auf das Feld, wo er ackerte. Ich reichte es ihm so freundlich und gut, und sagte dabey: Wohl bekomm's euch! aber er sah es mit einem unmuthigen Blicke an, lehnte sich auf den Pflug, und seufzte. Ueber eine Weile erhob er sich wieder, sah gen Himmel, und sagte: Warum muß ich mich so am Pfluge quälen! — Der Henker möchte Bauer seyn! — Je, dachte ich mir, hast es doch von Jugend auf getrieben, wie ich das Hüthen, und ist dein einziges Thun; warum soll es dich denn verdrießen? Es wäre ja gerade so närrisch, wenn ich deine Ziegen nicht mehr hüthen wollte, ohne daß ich mir was Bessers wüßte.

Lindenberg. Dein Bauer ist also nicht so zufrieden, wie Du, und hat doch mehr, als Du hast?

Hirt. Das dächt' ich!

Lindenberg. Woher meinst Du nun, daß es kömmt?

Hirt. Das weiß ich nicht.

Lindenberg. Nun hör'! Mit dem, was Du gegenwärtig hast, bist du geborgen, und weil du nicht mehr kennst, so verlangst Du Dir auch nicht mehr. Aber Dein Bauer, der sein Hauswesen, seine Leute zu besorgen hat, mehr Dinge, die unsere Bequemlichkeit und Begierden fördern, kennt als Du, und die Mittel nicht hat, sich das zu verschaffen, was ihn zu-

frieden machen könnte, ist also eben so unzufrieden, und beynahe eben so unglücklich, als Du warst, ehe Du Kleidung und die Hoffnung hattest, daß es Dir bald besser gehen würde. Nun wirst Du wohl einsehen, daß Menschen, die mehr Bedürfnisse haben und kennen, als sie befriedigen können, viel schlimmer daran sind, als Du, der Du sehr wenige hast, und die befriedigt sind, und über diese weiter keine mehr kennst.

Hirt. Ich meine so — ich meine, ich wollt's fassen; aber recht versteh' ich's doch nicht.

Lindenberg. O käme doch nie die Zeit, wo Du es nur zu deutlich wirst einsehen lernen! Man wird Dich in eine Schule schicken, wo man dir über dieß Kapitel manche Lektion lesen wird. Dinge, die in der Natur nicht einmahl einen Nahmen haben. — Unwesen haben die Menschen in der Gesellschaft unentbehrlich gemacht, um deren Besitz täglich tausend Wünsche das Herz des eitlen Sterblichen füllen; dafür er seine Ruhe hingibt, und wenn er sie hat, unglücklicher ist als zuvor, weil ihm seine Eitelkeit, seine Habsucht immer Wünsche übrig läßt, weil immer neue Bedürfnisse ihn umringen, und neue Tändeleyen seine Begierde reitzen.

Selbst der Weise entgeht diesem Elende nicht. Er muß sich um Dinge bekümmern, die sein Herz nicht wünscht, die es verachtet, weil er nicht in der Gesellschaft seyn kann, ohne nicht zugleich Sklave der Konvention seyn zu müssen. Er ist an Verhältnisse gebunden, von denen er sich unmöglich loß reißen kann,

ohne sich, seine Familie, und Alles, was ihm lieb und theuer ist, unglücklich zu machen.

Unter diesen Reden ging Lindenberg eine ziemliche Strecke fort, und Martin sah ihm von Zeit zu Zeit ins Gesicht, begaffte ihn vom Fuß bis zum Kopf, und konnte nicht klug werden, was er aus ihm machen sollte.

Als sie schon ziemlich nahe gekommen waren, erblickte Martin das Mädchen an der Hand ihrer ältern Schwester, und Martin ließ Lindenberg und Ziegen hinter sich, und eilte auf sie zu.

Sehen Sie, sagte Martin zu dem Mädchen, dieser Herr verlangt es recht sehr Sie zu sehen. Ich hab' ihm erzählt, wie gut Sie sind, und wie es zeither mit mir gegangen, und er hatte seine Freude daran. Mir scheint er ein recht guter lieber Herr zu seyn; Sie werden ihm doch näher kommen? Und hiemit führte sie Martin den Weg, den ihnen Lindenberg selbst, durch einen ihm unbekannten Trieb geleitet, entgegen kam. Lindenberg wurde nun durch einen Anblick überrascht, auf den er sich nicht gefaßt hatte. Er hatte sich das gute, liebvolle Mädchen gedacht, von dem ihm der Hirtenjunge so viel Schönes erzählt hatte, das er in Gedanken schon geküßt und an sein Herz gedrückt hatte, und nun mit innigstem Verlangen der Freude entgegen eilte, es wirklich thun zu können, ihr unter tausend Segnungen sagen zu können, wie sehr er sich selbst das Glück einer solchen Tochter wünsche, und mehr, was sein Herz empfand, was ihm sein edler Geist sagte. —

Aber alle diese Gedanken, alle die Empfindungen, die er, durch Martins Erzählung gerührt, in seinem Herzen sammelte, verlöschte ein einziger Anblick. Lindenberg stand unbeweglich und sprachlos da, als er des guten Mädchens Schwester, Rosinen, vor sich stehen sah.

Er staunte sie an, und verschlang sie mit seinen Blicken. Kaum riß ihn noch so viel Geistesgegenwart aus seiner Seelenohnmacht, daß er sein Thun bemerken konnte, und die Unschicklichkeit seiner Lage einsah.

Er wandte sich dann zur Kleinen, ergriff ihre Hand, und sagte ihr da, wiewohl mit vieler Mühe, daß ihm Martin durch seine Erzählung den unwiderstehlichen Wunsch rege gemacht habe, ein so edles Mädchen, dessen frühe Tugend schon für ihr ganzes Leben zu bürgen scheint, selbst kennen zu lernen. Aber Alles, was er ihr sagte, war nicht mehr der Strom seiner Empfindungen, hatte Kraft und Feuer nicht mehr, es war nicht mehr der Enthusiasmus, in den er sonst gerieth, von dem Bilde einer edlen Seele entzückt.

Mein Herr! unterbrach ihn endlich die Kleine mit vieler Bescheidenheit, Martin mag wohl hier und da was übertrieben haben. Für die kleinen Gefälligkeiten, die ihm meine Aeltern erwiesen haben, liebt er sie und uns Alle über sein Leben; er hat ein recht gutes Herz, und das reißt ihn gern zu Schmeicheleyen hin.

L i n d e n b e r g. Nein, meine Beste! der gute

Martin hat vielleicht zu wenig gesagt. Ihre Bescheidenheit gab mir so eben einen neuen Beweis. —

Das Mädchen. Ich bitte, Sie thun mir zu viel — Ich habe oft gehört, man müsse sich sein Lob nicht ins Gesicht sagen lassen, das wäre eitel; und ich finde es wirklich selbst so. Wenn ich ja nicht schlimmer bin als Andere, und wirklich einen Theil ihrer Lobsprüche verdiente, so bin ich Alles wieder meiner guten lieben Schwester schuldig, die mich Gutes thun gelehrt hat, die mir sagt, wenn ich fehle und böse bin, und mir die Schönheit der Tugend zeigt.

Lindenberg wurde neuerdings und stärker als vorher hingerissen.

Rosinen hatte der Schöpfer zum trefflichsten Meisterstücke seiner Kunst gebildet. In allen Theilen ihres Körpers herrschte das vollkommenste Ebenmaaß, überall ununterbrochenes Verhältniß. Alle Züge ihres Gesichtes waren mild, nicht tief gegraben, und verfloßen sanft in einander. Gang und Stellung gerade, voll edlen Anstandes. Auf ihrem Gesichte thronte die Würde der edelsten, reinsten Tugend. Ihr Ansehen war feyerlich — majestätisch, nicht stolz; das Erhabene, mit einer unnachahmlichen Grazie gemischt. Ihr Auge sprach — nicht kühn — nicht eitel frevelnd — — sanft und freundlich. Mit Ehrfurcht mußte man sich ihr nahen, und mit Verwunderung fand man Herablassung und Zutrauen auf ihren Lippen schweben. In ihr lag das höchste Studium weiblicher

Schönheit; in ihrer Seele die höchste Schönheit menschlicher Tugend. Alle Beschreibung von ihr kann nicht mehr, als einen unförmlichen Schattenriß von dem entwerfen, was Rosine wirklich war.

So sah die Bildnerinn aus, die das Herz ihrer kleinen Schwester bildete, und sie zum besten, edelsten Mädchen schuf, die einst des würdigsten Jünglings werth würde. Lindenberg stand im Feuer, seine Adern schwollen, und das Herz bebte. Er sammelte alle seine Geisteskräfte, um in Fassung zu bleiben, und mit männlichem Anstande, mit Würde zu reden. Er sprach; aber er fand nicht Worte genug für seine Empfindungen. Seine Bildung bürgte für seinen Charakter, und machte ihn Jedermann anziehend und liebenswürdig. Rosine fand mehr in ihm, als sie in andern Personen fand. Der Drang gleichgestimmter Seelen, sich fester aneinander zu ketten, brachte sie immer näher an Lindenberg. Er erbat sich von ihr die Freyheit, ihre Aeltern besuchen zu dürfen, um auch sie zu kennen, und diese Bitte wurde ihm von Rosinen mit innigstem Vergnügen, und so schnell gewährt, als sie seinem Munde entflog. Er hatte dadurch um ein Großes bey ihr gewonnen, ohne daß sie sich selbst den Grund davon anzugeben wußte. Lindenberg hatte nun den Jungen, der unterdessen mit seinen Ziegen nach Hause gewandert war, und Rosinens Schwesterchen vergessen, als hätten sie nie das kleinste Gedankenplätzchen in seinem Herzen innegehabt, und war ganz Auge, ganz Ohr, ganz Geist für Rosinen,

mit der er sich allein auf dem Wege unterhielt. Sein Herz schloß sich immer inniger an sie, und das — nur aus Achtung für ihre Verdienste, glaubte er. Er nannte es Hochschätzung, Verehrung, und noch Etwas, das in seinem Herzen lag, und das er nicht nennen konnte, — nicht Liebe zu nennen wagte — und doch kam es ihr am nächsten.

Lindenberg wurde von Rosinens Aeltern auf das Beste empfangen, und die Gelegenheit, die ihn in ihr Haus führte, gab ihm bey ihnen sehr viel Empfehlung. — Welche Aeltern schmeicheln sich nicht mit dem Lobe ihrer Kinder?

In der That, sagte Lindenberg, wenn Gott nie den Wünschen der Sterblichen ein Ziel gesetzt hat, so hat er es bey Ihnen gethan: Sie haben in Ihren beyden Töchtern so viel — so unschätzbar viel, daß Ihnen nichts mehr zu wünschen übrig bleiben kann.

Vater. Viel noch, sehr viel, mein Herr! Meine Töchter machen mir viel Freude, das ist wahr; aber auch der Sorgen viele.

Lindenberg. Ich begreife nicht, wie?

Vater. Sie sind ein junger Herr, dem die Welt noch nicht viel zu schaffen gegeben hat; aber kommen Sie nur einst in meine Lage. — Die besten Mädchen bleiben jetziger Zeit sitzen, wenn sie Schönheit, Verstand, Tugend, Alles, Alles haben, — nur Geld nicht, und das ist gerade bey meinen Töchtern auch der Haken. Meine Umstände waren immer so, daß ich knapp als ein ehrlicher

Mann mit meinen Kindern durchkomme, und schuldenfrey bin. Dabey werden die Zeiten immer schlechter, unser einer alt und hinfällig. Ich müßte mein Kind gar nicht lieben, wenn ich nicht bey Zeiten ihr Glück zu machen suchte.

Lindenberg. Sie denken, wie ein zärtlicher Vater für seine Kinder bedacht seyn soll.

Vater. Ist meine Schuldigkeit. — Das machte mir den Kopf oft ziemlich warm. Endlich habe ich's aber gefunden, und ich bin's vom ganzen Herzen froh. Ich habe mich um eines Mannes Freundschaft beworben, der meinen Absichten ganz entspricht. Er ist reich, steht auf einem guten Posten, hat ansehnliche Freunde, und ist ein biederer, wackerer Mann. Der wird mein Schwiegersohn, und damit ist uns allen geholfen.

Lindenberg fuhr's wie eine Dolchspitze ins Herz, und ließ eine tiefe Wunde zurück; aber doch tröstete er sich damit, daß Rosine glücklich würde, für die er Alles, Glück und Ruhe aufopfern wollte.

Er ging mit Rosinen und ihrer Schwester in den Garten, den sie ihn zu besehen baten. Einige Gänge war Lindenberg durchspaziert, ohne daß nur ein Wörtchen von seinen Lippen kam. Er sah bald Rosinen mit einem beklommenen Blicke, bald die Erde und den Himmel an, und schwieg. Ungefühlt und unbelobt wandelte er die schönsten Blumenbeete vorbey. Er war im Garten, und sah ihn nicht; ein Eden selbst hätte auf seine Sinne keinen Eindruck gemacht. Die

Blumen, die Rosinens Schwesterchen in einen niedlichen Strauß gebunden hatte, und ihm anboth, wurden gleichgültig angenommen, und nicht einmahl eines Blickes gewürdiget. Endlich brach Rosine das Stillschweigen. Herr von Lindenberg! sagte sie, es gefällt Ihnen hier im Garten nicht.

Lindenberg. O ja, sehr wohl.

Rosine. Es scheint nicht. — Es wird ihnen vielleicht schon zu kalt? Oder Sie gehen nicht gerne spazieren?

Lindenberg. Recht gerne.

Rosine. Doch mißfällt Ihnen hier etwas. Sie finden sehr wenig Vergnügen bey uns; auch ist der Tag heut gar nicht angenehm.

Lindenberg. Ich wünschte mir ihn selbst besser. Das Wetter hat viel Einfluß auf den Menschen. An einem schönen Tage bin ich viel aufgeräumter, freyer, fühle mich leichter und empfänglicher der Genüsse, die uns die Schönheiten der blühenden Natur darbieten. Es wird Ihnen manchmahl auch so seyn?

Rosine. Sie haben Recht. Die düstere Wolke, die mir den Anblick der Sonne raubt, entzieht mir auch einen großen Theil von dem Vergnügen, das mir sonst das Anschauen der Werke Gottes verschafft.

O wir Menschen haben so wenige Tage, wo wir ungeheuchelt sagen können, daß uns wohl ist. Hindernisse von innen und außen nehmen unserm Geiste und Körper die Theilnahme an den allgemeinen Freuden,

die der Schöpfer dem gesammten Menschengeschlechte zugedacht hat.

Lindenberg. O ja, ja! Wenn ich ja manchmahl sagen konnte, ich bin glücklich, so war's nur das Glück von wenig Minuten. Beste Rosine! Wenn Sie diese Erfahrung jetzt schon gemacht haben — jetzt — noch in den unschuldigen Tagen der Wonne — ach! Ich wünschte, daß Sie recht glücklich würden!

Rosine (Eine Thräne trat ihr ins Auge, und ein langes schwergezogenes Ach! aus dem beklommenen Herzen mußte erst der Sprache wieder die Bahn öffnen.) Glücklich! —

Lindenberg. Wie? Sie weinen! — Ich dächte, Sie wären dem Glück auf dem Wege. Ihr Herr Vater sagte —

Rosine. Ach! Sie wissen also —

Lindenberg. Daß Sie einem Manne die Hand geben, der ihr und der ganzen Familie Glück machen wird.

Rosine. Soll — O möchte er es! — Möchte er wenigstens dem Wunsche meiner Aeltern entsprechen! — ich will — will gerne unglücklich seyn. — —

Häufige Thränen erstickten die Rede; Lindenberg erschrack, als fühlte er die Erde unter sich beben, und bald — vom gleichen Schmerze ergriffen — stürzten auch seine Thränen über die glühend heiße Wange. Ha! Sie unglücklich! — rief er auf. Nein, Gott walte es! das sollen Sie nicht. Gott freut sich nicht der Lei-

den edler Seelen. Und wenn kein Glück auf Erden mehr übrig wäre für Sie, so wird Ihnen Gott ein neues schöpfen. —

Aber sagen Sie mir, wie sind Sie unglücklich? — Sie lieben ihn wohl nicht? — Oder liebten Sie schon vorhin einen Andern? — O ich bitte Sie! Vielleicht läßt sich noch ein Mittel ausfindig machen.

Rosine. Ich weiß keines. Der Zeitpunkt ist zu nahe, wo ich einem Manne — —

Lindenberg. Den Sie nicht lieben —

Rosine. Den ich nicht lieben kann. Ein rauher ungestümer Polterer, Witwer und Vater zweyer ausgearteter, boshafter Jungen, von denen ich mir die niedrigsten Begegnungen zu versprechen habe.

Lindenberg. Wie! Und Ihr Vater nennt das, das Glück seiner Tochter machen? — Grausamer Vater! —

Rosine. Sie irren, Herr! Er liebt mich wie sein Augenlicht; er meint es gewiß von Herzen gut mit mir: aber eben diese Liebe, diese Zärtlichkeit wird nun für mich eine Quelle unzählbarer Schmerzen. Er kennt die Welt, und weiß, daß man in der Welt eine schlechte Figur macht, wenn man nichts hat: nun denkt er das Glück seiner Tachter vollends gemacht zu haben, wenn er sie an einen Mann hängt, der Geld, Charakter hat, und nebenbey ein geltender Mann ist.

Lindenberg. Aber eben weil er Sie liebt, weil er Ihr Glück machen will, würde er Ihren Vorstellun=

gen weichen müssen, wenn Sie ihm Ihr Inneres öffneten, wenn Sie ihm sagten, daß die Bedürfnisse der Liebe sich ganz anders verhalten, als die des Oekonoms, daß Liebe Ihr Glück macht, und nicht Geld, und kurz, daß Sie mit dem Manne Ihr Lebtag nie glücklich seyn werden, daß er Ihre und Ihres Vaters Hoffnungen täuschen wird, weil Sie ihn nicht lieben.

Rosine. Glauben Sie, ich dürfte einem Manne von Liebe vorschwätzen, der so mechanisch geheirathet hat, daß er bey meiner Mutter ihr ganzes Vermögen und alle ihre Umstände gewußt hat, ihre Aeltern und Freunde gekannt hat, nur sie selbst nicht, und nicht eher sie gesehen, als zwey Tage vor der Hochzeit? — Würde ich ihm nicht eine ganz unverständliche Sprache reden, weil sie seinem Herzen unbekannt ist? Würde er mich nicht eine Thörinn, eine Modepuppe schelten, und die Folge? —

Lindenberg. Wie aber, wenn Sie den Mann durchaus nicht wollen, den Ihnen Ihr Vater vorschlägt?

Rosine. Muß ich nicht? — Ist es nicht der Wille meines Vaters, daß ich heirathe, — den heirathe? und muß ich nicht gehorchen?

Lindenberg. Ohne Ausnahme?

Rosine. (Sah ihm mit Würde in's Gesicht, und drückte ihm die Hand.) Ich kenne meine Pflicht zu gut, als daß ich mich durch was immer für eine Entschuldigung derselben entziehen sollte. Meine Pflicht ist unbedingter Gehorsam, wo es das Wohl meiner Aeltern

betrifft — selbst Aufopferung des meinigen — nun wird aber mein Vater sammt meinen Geschwistern in glücklichere Umstände durch diese Heirath gesetzt.

Lindenberg. Nur Sie nicht.

Rosine. Ist es unmöglich? — Ich werde Gott bitten, daß er dieß Herz für den entflammt, in dessen Arme mich die Vorsehung wirft; es soll meine tägliche Beschäftigung seyn — ihn lieben zu lernen.

Lindenberg. Engelsseele! Ihre Tugend — (für sich) Ach! sie gibt mir den Tod.

Es war schon sehr spät am Abend, und Lindenberg kehrte voll des Bildes, das Rosine in seine Seele gedrückt hatte, in den tiefesten Schmerz versenkt, den ihre hohe Tugend seinem Herzen eingrub, — nach Hause, und die Nacht war wie der Tag — schlaflos und traurig.

Immer schwebte Rosinens Bild vor Lindenbergs Seele; er schlummerte, träumte, und wachte wieder, bis das Morgenroth am Himmel war.

Am frühen Morgen verließ er sein Lager, ging hin auf Gottes freyes Feld, und hörte der Morgensängerinn, der Lerche, zu, wie sie trillerte und sang, und sich in die Lüfte empor hob.

Lindenberg fühlte unaussprechlich Vieles in seinem Herzen. — Mit Thränen im Auge schlich er durch's weite Feld, bis er an einen wilden Rosenstrauch kam; da blieb er eine Weile stehen, athmete und seufzte wieder. — Du! fing er endlich an: Wohlthäterinn der Menschen! gütige Natur! — du — bist die einzige mei-

ner Freundinnen, du öffnest mir wohlthätig deine Arme, mit dir darf ich vertraut sprechen! o wie schön sind diese wilden Rosen, die Kinder deiner Liebe! — wie geschäftig durch verschwenderische Gerüche uns Wonne und Freude zu geben!

Hier diesen gütigen Blumen will ich es anvertrauen, daß ich Rosinen liebe, daß ich sie mehr als mein Leben liebe. — Heilig soll mir dieser Ort von dieser Stunde an seyn, und wenn Rosine ihre Tage in den Armen eines Andern verlebt, so wird Lindenberg hier täglich die Gottheit bitten, um Glück und Wonne über Rosinens Haupt, und bis der Winter diesen Strauch entblättert, wird vielleicht auch Lindenberg nicht mehr seyn. — Dann soll im künftigen Frühjahr Rosine über diese Gegend gleiten, meinen Grabhügel sehen — und du, guter Rosenstrauch, — der du meine Asche umschattest — du sollst ihr auch werth seyn.

So schwärmte Lindenberg täglich, und die Heftigkeit seiner Leidenschaft raubte die Rosen von seinen jugendlichen Wangen; man sah die Schwermuth in seinem Auge, und seine verlöschende Gesundheit machte ihn der Blume ähnlich, die langsam dahinwelkend stirbt.

Rosine war die erste, die um Lindenbergs Umstände besorgt war; das Mädchen liebte den Jüngling, und gleicher Gram verzehrte ihre zärtliche Seele.

Seit der letzten Unterredung sprachen sich Karl und Rosine sehr selten. Sprachlos standen sie da,

wenn sie sich begegneten, sahen sich an, und weinten. Es war bald Niemand in der Gegend, der den tödtenden Kummer nicht merkte, der die Liebende verzehrte; nur Rosinens Vater, der alte Blumeneck, und Junker Velten, ihr bestimmter Bräutigam, bemerkten ihn nicht.

Rosinens Vater hatte zwar kein verdorbenes Herz, allein die heftigste Leidenschaft, die er von Jugend auf zu der Jagd hatte, machte ihn weniger empfindlich, als er es seiner Natur nach wirklich war; immer Jagen und Jagen schläferte sein Herz gegen die Gefühle sanfterer Triebe ein, und der beständige Umgang mit Pferden und Hunden raubte seinen Freunden und Kindern den Genuß eines geselligen Umganges. Auch hatte Blumeneck manche boshafte Streiche der Menschen empfunden, und bekümmerte sich daher wenig mehr um ihren Umgang.

Das Geschöpf, das er am meisten zu lieben schien, war Pandur, ein großer Pudel. Pandur besaß viele Geschicklichkeit, war treu und wachsam, und rettete seinen Herrn schon einmal vom Tode, denn Rosinens Vater stürzte in einen Bach, und würde unfehlbar ertrunken seyn, wenn nicht der Pudel ihn aus dem Wasser gezogen hätte. Seit dieser Zeit war Pandur der einzige Freund des alten Blumeneck, und er sprach niemahls ohne Herzenswärme von seinem Pudel.

Blumeneck und Pandur jagten nun die meiste Jahrszeit tapfer herum. Es fügte sich aber unglücklicher Weise, daß Pandur ein großes wildes Schwein

ausspürte. Das Schwein stemmte sich gegen den Hund, und versetzte ihm eine tödtliche Wunde. — Blumeneck sah den schrecklichen Kampf und Pandurs Verwundung, da er aber jenseits des Wassers war, konnte er seinen treuen Pandur nicht retten.

Trostlos kehrte der Jäger nach Hause, suchte noch dieselbe halbe Nacht durch mit seiner Tochter den verwundeten Hund auf, aber vergebens. —

Mittlerweile erhohlte sich der arme Pandur von seiner Verblutung wieder, richtete sich auf, und wollte mit wankenden Füßen seinem Herrn nach: allein der arme Hund war so entkräftet, daß er nicht weiter kommen konnte, als bis an Junker Veltens Schloß, wo er leider ohnmächtig hinsank. —

Junker Velten erkannte zwar den Hund seines zukünftigen Schwiegervaters; allein statt ihn zu bewillkommen, jagte er das arme Thier noch mit Prügel aus seinem Schloße, warf Steine hinter ihm nach, und wollte dieses Schinderaas, wie er sich ausdrückte, nicht an seiner Schwelle krepiren lassen. Pandur kroch auf allen Vieren aus dem Schloßhof, versteckte sich auf offenem Feld unter einem Nußstrauch, und erwartete dort das Ende seines Lebens.

Es war schon Mitternacht vorüber, und Rosinens Vater suchte noch immer den treuen Hund. — Alter, treuer, lieber Pandur! schrie Rosine, und der Wiederhall wiederholte ihre Stimme; alter, lieber, treuer Pandur! — aber Pandur war nicht zu finden.

Der Morgen graute, und Blumeneck durchstrich alle Gegenden, und machte sich noch immer Hoffnung, seinen Hund zu finden. Jeden, der ihm begegnete, fragte er um seinen Pudel, und erzählte ihm mit Thränen im Auge sein Verhängniß.

Blumeneck kam auch zu Velten, und klagte dem Junker seinen Verlust; allein der Junker begegnete ihm mit harten Worten, nannte ihn einen alten Narren, und spottete seiner Thränen.

Blumeneck erfuhr auch durch einen Diener Junker Veltens Verfahren mit seinem sterbenden Pudel; man erzählte ihm, wie er den verwundeten Hund mit Prügel aus dem Schlosse gejagt, und mit Steinen verfolgt habe.

Bey dieser Nachricht war Blumeneck außer sich. Um des Himmels willen! schrie er auf, — Junker Velten konnte so meinem Hunde begegnen, meinem Pandur, der mir mein Leben rettete? — Abscheulicher Unmensch! Und dir sollte ich meine Tochter zum Weibe geben? Geh', suche dir eine Bärinn zur Gattinn, oder eine Wölfinn zum Weibe, denn nur die werden mit deinem Herzen harmoniren.

Ein armes sterbendes Thier in der letzten Stunde seines Lebens mißhandeln — einem Geschöpfe des Schöpfers in der Stunde des Todes seine Schmerzen vervielfältigen — dem treuesten Gesellschafter der Menschen, einem Pudel, so zu begegnen — Barbar! zu welchen Grausamkeiten bist du nicht aufgelegt! Und

ich sollte dir meine Tochter geben? — Eine Schlange, die mein Haus vergiftet, mein Kind gebissen hätte, — eine Schlange will ich dir zur Strafe zum Weibe geben, und diese wird mir noch Vorwürfe meiner Grausamkeit machen. So schrie der erbitterte Blumeneck, und eilte wie ein Rasender zu Rosinen zurück. —

O Geliebte meiner Seele! sagte er, verzeih Deinem Vater — ach! wie hätte er Dich unglücklich gemacht! Ich wollte Dir den Junker Velten zum Manne geben, wollte eine Taube mit einem Geyer vermählen, ein Lämmlein mit einem Wolf. O verzeih, Rosine! Meine Absicht war nicht, Dich unglücklich zu machen.

So sprach der Alte, und Thränen rollten häufig aus seinen Augen, als er Rosinen Veltens Betragen gegen seinem sterbenden Pandur erzählte. — Ach! Rosine, setzte er hinzu, ich will diese Geschichte mahlen lassen; es soll ein herrliches Gemählde werden. — Hier soll der Mahler aufzeichnen, wie mich der Pudel aus dem Wasser rettet, hier, wie ich Velten dankbar meinen Erretter aufführe, wie ich ihm, dem Junker, meine Tochter zum Weibe versprach, und dort will ich den sterbenden Pudel mahlen lassen, wie er winselnd Hülfe bey Junker Velten sucht, wie sein sterbendes Auge ihm sagt: Habe Erbarmen mit mir, ich habe deinen Schwiegervater gerettet; dann soll Velten gemahlt werden, wie er den armen Pudel mißhandelt, wie er Steine nach ihm wirft, wie er ihn verstoßt! — — Und wenn ein Jüngling um Dich werben soll, Rosine! so will

ich ihm dieß Gemählde zeigen — und kann er es kaltblütig ansehen, kann er Veltens Bildung betrachten, ohne daß er dem Gemählde ins Gesicht speyet — so will ich ihn aus dem Hause jagen, denn er muß auch aus Veltens Geschlecht seyn, und nun, liebe Rosine, will ich mir ein Sprichwort angewöhnen; so wie dieses, drückt keines das Gemählde einer schlechten Handlung aus. — Wenn je ein Bube die niedrigste der Thaten verübt hat, so will ich sagen, er handelte wie Junker Velten mit meinem Pudel.

Rosine wandte alle Mühe an, ihren Vater zu trösten; alles was Liebe und Zärtlichkeit nur immer sagen konnte, sagte auch die gute Rosine. Kaum war ihr Vater ein wenig beruhigt, kaum schloß ein sanfter Schlummer sein Aug, als sich Rosine zur Erde warf, und der Vorsicht dankte, die sie so gütig von Junker Velten befreyte.

Sanfte Hoffnungen stiegen in ihrer Seele auf. Vielleicht, dachte sie, ist er mir bestimmt, der Redliche! vielleicht wird Lindenberg mein Gatte werden. So sprach sie, und eine Thräne der Dankbarkeit gegen den Allgütigen zitterte in ihrem Auge.

Mittlerweile als alles Dieses vorging, schwärmte Lindenberg, seiner Gewohnheit nach, an manchem schönen Abend, in mancher schönen Sternennacht in Feldern und Gebüschen herum, und dachte an die gute Rosine.

Den nähmlichen Abend, als der redliche Pandur

aus Junker Veltens Haus gejagt wurde, und sich unter den Nußstrauch flüchtete, saß Lindenberg unweit der Linde, wo er Rosinen zum erstenmahle sah. Mit einem Herzen voll von Frömmigkeit und Tugend bethete er zu dem Ewigen, und machte Gott zum Vertrauten seiner Liebe. — Du Vater der Menschen, bethete er, du weißt den innersten meiner Gedanken, du weißt meine Absicht, aus der ich Rosinen liebte; ihr Herz ist rein, ihre Seele gut; laß mich, wenn es dir gefällt, an der Seite dieser Frommen meine Tage verleben! Dich, Allvater, verherrlichen — dich lieben soll das Geschäft unserer Liebe seyn.

So bethete Lindenberg, und wo ist der Liebhaber in unsern Zeiten, der mit ihm so bethet? Frömmigkeit und Tugend waren nur Handlungen der Vorwelt; heut zu Tage schämt man sich der Tugend, und ist stolz auf das Laster. Heiligkeit der Sitten ist selten mehr die Zierde des Jünglings, und Tugend nicht mehr der Brautschatz des Mädchens. Absicht, Geld sind die Beweggründe des Freyers; die meisten Heirathen sind Heirathen par Raison, Heirathen, an denen das Herz keinen Antheil hat. Lindenberg wußte leider Dieses — allein er setzte sich in seiner Denkart um ein Jahrhundert zurück, und wollte sich ein Mädchen wählen, wie sie der alte Deutsche mit seinem Spitzhut und seinem Knebelbart und Bundschuhen gewählt hatte. Es ist besser, sagte er, den Sitten der Zeiten zu folgen, wo der Mann noch Mann war, wo ein Hän=

dedruck — die Freundschaft und das Wort die Sache bestimmte. Es ist besser, sagte er, diesen Sitten zu folgen, als den Sitten der Zeiten, in denen die Tugend so wenig Werth hat.

So sagte sich Lindenberg, und ging langsam durch den großen Hain, bis an den Nußstrauch, wo der sterbende Pudel lag.

Da störte ihn das Gewinsel des leidenden Thieres in seinen Gedanken; er sah sich um, und sah den armen Pudel im Blut liegen; Mitleid bemächtigte sich seiner Seele, er bückte sich unter dem Nußstrauch, zog sein Schnupftuch aus seiner Tasche, und verband die Wunde des armen Pandur, dann nahm er das wunde Thier auf seine Arme, und eilte mit demselben seiner Wohnung zu.

Der gute Mann ist auch gut gegen sein Vieh, sagt der vortreffliche Herr Abt in seinem Buche über die Güte des Herzens. Die Natur, fährt er fort, muß jeden gut organisirten Menschen für die Zuckungen eines sterbenden Thieres empfindlich machen, weil unser Nervensystem die Aehnlichkeit uns nur allzudeutlich darstellt.

Die gütige Natur hat bey dem Menschen die Saiten des Schmerzes in seiner Seele aufgezogen, und wenn eine solche Saite an einem andern Geschöpfe gerührt wird, so müssen nothwendig des Menschen eigene zittern. Weh uns, wenn wir dieses Gefühl ersticken! Weh dem leidenden Menschen! —

Derjenige, der kaltblütig ein Thier martern kann, hat Grausamkeit in seiner Seele. — Die Natur äfft uns nicht; dieses Zeichen ist unbetrüglich; die Weichheit, welche wir von der Natur für das Leiden der Thiere haben, für ihre letzten Todeszuckungen, ist ein ächtes Gepräge eines empfindungsvollen Herzens. Weh der Menschheit von dem Sterblichen, dem die Natur diese Anlage sparsamer mitgetheilet, oder den die Erziehung verhärtet hat! Was kann der Unglückliche von einem Menschen hoffen, dem Todesröcheln Vergnügen, und Sterbensehen Wonne ist? — Der Mensch im Leiden kann ja auch nichts als winseln, sich krümmen, und stöhnen, wenn seine Seele im Jammer ist, und sein Leben in Qual; und kann sich je ein Geschöpf an das Gewinsel des leidenden Wesens gewöhnen, so sollte dieses Wesen selbst aufhören Wesen zu seyn, um nicht Fluch über die Schöpfung zu bringen. —

Ach! schämt euch nicht, ihr Menschen! Erbarmen mit den leidenden Thieren zu haben; dieses edle Gefühl entehrt euch nicht. Der Gerechte, sagt die Schrift, nimmt sich auch des Lebens seines Viehes an: das Herz des Gottlosen aber ist ohne Erbarmung.

Ich rücke hier eine Geschichte ein, die so würdig zu diesem Stoff passet, daß ich wünschte, daß sie alle Menschen lesen möchten; sie ist aus den vermischten Abhandlungen und Erzählungen für Kinder I. Bändchen 1779 Göttingen entnommen.

Zu Abo (Obo) in Finnland, erzählt der Verfasser, ward im Jahre 1778 ein Hund überfahren, und kroch mit Mühe bis an die Thüre eines Lederhändlers, dessen fünfzehnjähriger Sohn dieses arme Thier zuerst mit Steinen warf, und dann mit einem vollen Topfe siedenden Wassers begoß. Glücklicher Weise sah diese entsetzliche Unmenschlichkeit ein gegenüber wohnender Rathsherr, der am nächsten Tage seine Herrn Amtsbrüder, die bey seiner Erzählung schauderten, ohne Mühe bewog, den jungen Unmenschen vorzufordern und gefangen zu setzen, wonächst das verdiente Strafurtheil an einem Markttage vor vielen Zuschauern vollzogen ward. Ein Büttel entkleidete den Oberleib des Unmenschen, schloß ihn an den Schandpfahl, und verlas Folgendes:

Weil Du, junger Unmensch! einem der Geschöpfe Deines Schöpfers, in dessen Todesstunde, da es winselnd Dich um Hilfe anflehete, nicht nur keinen Beystand geleistet, sondern gar mit frevelnder Hand die Schmerzen des sterbenden Thieres vervielfältiget, und es mit vermehrter Qual getödtet hast, so soll Dir nun Dein verdienter Nahme an die Brust geheftet, und Du sollst dann mit fünfzig Geiselhieben bestrafet werden.

Auf dem schwarzen Blech, das ihm der Büttel

an die Brust heftete, standen mit großen weißen Buchstaben die Worte:

Blutdürstiger Unmensch!

Mit einer geflochtenen Drahtpeitsche zählte ihm nun ein zweyter Büttel 25 Hiebe zu, wonächst wieder der erste Folgendes verlas:

Hier, junger Unmensch! fühle nur etwas von dem Schmerze, womit Du Dein Mitgeschöpf in dessen Sterbestunde quältest, und wenn Du einst in Deiner Todesstunde Erbarmen von dem Herrn aller Geschöpfe erflehen willst, so werde menschlicher! Dann gab der zweyte Büttel ihm noch die rückständigen 25 Hiebe alles Winselns ungeachtet, wodurch der Unmensch Erbarmen von seinen Richtern auf dem Rathhause zu erflehen suchte.

Diese Strafe der Unmenschlichkeit war eben zu rechter Zeit vollzogen, um häufigern Grausamkeiten gegen arme Thiere ein Ende zu machen; denn im Sommer pflegten die Finnischen Buben lebende junge Sperlinge anzunageln, und darnach mit Blasröhrchen zu schießen. Von nun an unterblieb Dieses.

In allen Stunden des Unterrichtes haben die Knaben von Finnland noch nie so lebhaft die göttliche Wahrheit empfunden: Wer Mitleid fühlet, dem wird Erbarmung widerfahren von Dem, der sich Aller erbarmet; und nie schienen sie ge-

wußt zu haben, daß es ein Kennzeichen eines ächten Gottesverehrers ist, sich auch der Thiere zu erbarmen.

Nur in so weit als wir die Thiere zu unsrer Nahrung und Erhaltung nöthig haben, und in soweit als unsere Selbsterhaltung wider ihren schädlichen Anwachs ihre Verminderung fordert, ist es dem Menschen erlaubt, sie zu tödten: keineswegs räumt Gott und die Natur uns das Recht ein, sie zu quälen, zu peinigen und aus Muthwillen zu zerstören.

Es bleibt immer abscheuliche Barbarey, einem Uhu die Augen auszubrennen, oder einen armen Habicht lebendig zu rupfen, mit einem Käfer eine Mühle zu machen, oder einer Mücke alle Füße auszureißen, und sie wieder fliegen zu lassen, eine Katze auf ein Brett zu nageln, und sie den Fluthen preis zu geben, oder einen armen Murner mit Blasen umzuhängen, und ihn über einen Thurm fliegen zu lassen. Diese Barbareyen gegen die Thiere entehren die Menschheit, verwildern unsern Charakter, und machen uns zu Unmenschen.

Dergleichen grausame Unterhaltungen sind immer der Anfang zu größeren Grausamkeiten; erst martert ein loser Bube eine Mücke, dann einen Hund, endlich das Kind seines Nachbars, und zuletzt, wenn er je im Staate eine Stelle bekömmt, so peinigt und martert er Alle, die unter ihm stehen.

Allein die Empfindlichkeit, die der Mensch auch dem Thiere schuldig ist, muß nicht aus ihren Schranken treten; das Gefühl für das Thier muß nicht das Ge-

fühl für den Menschen e. sticken. Es ist Ungerechtigkeit gegen die Menschheit, Hunde mit Hühnerfleisch zu füttern, so lang arme Mitmenschen vor unsern Thüren stehen, die nichts zu nagen haben. Es ist Ungerechtigkeit, ein armes Mädchen aus dem Dienste zu jagen, wenn sie unglücklicher Weise den Schooßhund der gnädigen Frau auf die Pfote getreten hat. Es ist Ungerechtigkeit die Bruderliebe zu vergessen, und Menschenliebe einem Thier aufzuopfern.

Unser Lindenberg wußte dieses Alles; er liebte den Menschen, und da er auch das Thier liebte, so verleitete ihn dies e Liebe nicht, die Pflichten der Menschheit und der Religion zu vergessen.

Wir verließen unsern Lindenberg, wie er den wunden Pudel nach Hause trug. Mitlerweile, als wir hier moralisirten, wandte Lindenberg schon alle Sorgfalt an, das kranke Thier wieder herzustellen. Eine wollene Decke war zu seinem Lager zurecht gemacht, mit Wein und Essig wurde Pandurs Wunde gewaschen, und Lindenberg schonte keine Kosten, den armen Pandur wieder herzustellen.

Du bist der treue Freund eines Mannes, sagte Lindenberg, der mir unaussprechlich theuer ist, er ist der Vater des besten der Mädchen! er ist der Vater meiner Rosine, lieber Pandur! Genese bald — dann will ich dich deinem Herrn wieder zurückbringen, und Herzenswonne soll seine Freude für mein Herz seyn. Der Pudel sah Lindenberg aufmerksam in's Gesicht,

und wedelte mit seinem Schweife, als hätte er jedes Wort verstanden, das Lindenberg sprach.

Es verfloßen drey volle Wochen, und Blumeneck war noch immer untröstlich über den Verlust seines Pandurs. — Ach! sagte er oft zu seiner Tochter, wenn das wilde Schwein meinen Pandur vollends aufgemetzelt hätte, so wollte ich mich nicht betrüben, aber so — daß das arme Thier, weiß nicht wo, ohne Hülfe, ohne Unterstützung, verfolgt noch von dem schlimmsten der Menschen, vielleicht auf die schmerzlichste Weise sein Leben beschlossen hat, das schmerzt mich. O armer Pandur! du hast mir mein Leben gerettet, ach! wie gern hätte ich dir deine Liebe erwiedert, wie gern Alles angewendet, um auch dein Leben zu retten! ich habe dir ja für deine Treue nichts gegeben, armes Thier! Die Natur gab dir deine Kleidung; die wenigen Knochen, die ich dir gab, waren sie Vergeltung für deine treuen Dienste? — So klagte Blumeneck, und Rosine nahm Antheil an seinem Schmerze.

Einsam verlebten sie seit der Zeit von Pandurs Verlust ihre Tage; sie nahmen wenig Besuche an. Auch Lindenberg kam schon eine geraume Zeit lang nicht mehr zu ihnen; Rosine dachte oft an ihn, allein bey der Traurigkeit ihres Vaters getraute sich das Mädchen nicht, eine Erwähnung von ihm zu thun.

Es war ein schöner Abend nach einem schwülen Tage, und Blumeneck wollte mit Rosinen das Angenehme des Sommerabends genießen. Arm in Arm wandelten sie

die Fluren durch im tiefem Stillschweigen. Endlich fing Rosine an:

Wollen Sie nicht, lieber Vater! den Weg diesem Dorfe zu nehmen? Es ist dort eine schöne, prächtige Linde; es ist kein Baum in der Gegend, der Gottes Majestät so würdig verkündigt.

Blumeneck. Ich will wohl, liebe Tochter!

Rosine. Und dort, theürer Vater! werden wir auch den armen Ziegenhirten sehen. Sie versprachen ihm ja, daß Sie ihn wollten zu sich nehmen? —

Blumeneck. Ja, das versprach ich, und will's auch halten, und wenn der Bube gut thut, und treu ist, so will ich ihn so lieb gewinnen, als meinen Pandur. —

Rosine. Ach! das ist er gewiß. —

Blumeneck und Rosine näherten sich der Linde. und der Ziegenhirt trieb eben seine Ziegen zum Dorfe. Er spielte auf einer Schalmey, und sang ein Lied.

Wir wollen, sagte Blumeneck, uns unter diesem Strauch verstecken, und da der Hirt die Ziegen vorüber treibt, so wollen wir ihm zuhören, was er wohl singt.

Rosine und ihr Vater waren bereits versteckt, und der Hirt zog mit seinen Ziegen vorüber, und sang dieses Lied:

Das Kleid, das ich am Leibe trage,
Ist von Rosinen eine Gabe,

Vergessen will ich's ewig nicht,
Wie göttlich dieses Mädchen spricht.
In ihrem Wort ist Geist und Kraft,
Sey, Märten! sprach sie, tugendhaft!
Und Gott, der wird dich nicht verlassen.
Ich konnte zwar nichts weiter fassen,
Was sie noch alles Schönes sprach,
Doch folg' ich ihrem Beyspiel nach,
Und liebe Gott, bin fromm und brav,
Und hüthe fleißig Geiß und Schaf.

Bey diesen Worten sprangen Rosine und Blumeneck aus dem Gebüsche, und umarmten den kleinen Hirten. — Wer zum Geyer, sagte der alte Blumeneck, hat Dich dieses Lied gelehrt?

Hirt. Das will Ihnen wohl sagen: das Lied hat mich der schöne, gute Herr gelehrt, der mich täglich besucht, und mir die Lehren wiederhohlte, die mir Jungfer Rosine gab.

Blumeneck. Wer ist denn dieser Herr?

Es ist der Herr Lindenberg. Kennen Sie ihn denn nicht? Er war erst heute wieder da, und da mußte ich ihm Weegerich und Schwarzwurzen graben, denn er hat zu Hause einen wunden Pudel, den er kuriren muß.

Blumeneck. (hastig) Einen wunden Pudel, sagst Du, wie sieht er aus? hast Du ihn gesehen?

Hirt. O ja, es ist ein großer, brauner Pudel, hat lange Ohren, und ist lockig, wie meine Schafe.

Blumeneck. O Rosine, das ist Pandur! Geh', laß Dich umarmen, Herzensmädchen! — Lindenberg — wie soll ich Dich nennen, guter Mann! mein Pandur — mein Pandur — in so guten Händen — und Weegerich und Schwarzwurzen, um den wunden Pandur zu heilen. Geh, Knabe — komm geschwind mit mir — Du sollst auf beständig versorgt seyn — zeig mir, wo ist Lindenbergs Wohnung? aber hurtig — hurtig!

Hirt. Herr! ich muß vorher meine Ziegen in den Stall treiben, dann will ich gleich kommen.

Blumeneck. Der Geyer hole Deine Ziegen! komm!

Hirt. Nein, Herr! der Geyer soll meine Ziegen nicht holen! Was würde wohl der Bauer von mir denken, wenn ich so liederlich wäre, und davon lief, und die Ziegen allein ließ? Das wäre nicht recht gehandelt; nicht wahr, Jungfer Rosine?

Blumeneck. Hast recht, Herzensbube! — verdienst einen Kuß. Treib Deine Ziegen in den Stall, und komm bald wieder! —

Rosine! wenn der Bube wahr spricht, und ich meinen Pandur wieder finde, und wenn der ehrliche Junge meinen Pudel geheilet hat — so will ich — aber was sollte ich ihm wohl geben — sieh Mädchen! Du weißt, ich habe Dich lieb, und dürfte mir nicht sogleich einer um Dich kommen; wenn aber Lindenberg

Dich liebte — beym Pandur und beym Pudel — ich gäbe ihm meine Tochter. Was sagst Du? wäre er Dir nicht lieber, als Junker Velten?

Rosine. Mein Vater!

Blumeneck. Ich seh es Dir, Mädchen, an der Stirne an, daß Du dem Jüngling nicht gram bist — Du kannst nicht unglücklich mit ihm seyn; er hat ein gutes Herz, er liebt meinen Pudel — nun Rosine! es kann nicht gefehlt seyn.

Rosine. Wir wollen sehen Vater, ob er unsere Achtung verdient. Gut wäre es, wenn wir ihn unbemerkt belauschen könnten, denn es wäre ja möglich, daß der Pudel unser Pandur nicht wäre; es könnte ein anderer Pudel seyn.

Blumeneck. Du hast recht — aber die That ist immer edel, und wenn es auch ein anderer Pudel ist, so will ich ihn, meines lieben Pandurs zum Andenken, lohnen.

Der Ziegenhirt war nun da, und Rosine und Blumeneck folgten ihm nach bis zu Lindenbergs Behausung.

Still gingen sie über die Treppe, und Lindenbergs Zimmerthür stand offen; Lindenberg war eben mit dem wunden Pudel beschäftigt, er reinigte ihm seine Wunde, und tropfte ausgepreßten Kräutersaft in dieselbe.

Lieber Hund! sagte er: Du bist gerettet, deine Wunde ist bald geheilet. Wie freue ich mich des Augenblickes, in dem ich dich deinem Herrn wieder gebe. — Gutes Thier! du verdienst alle meine Pflege — du

hast den Vater meiner Rosine errettet. Was wollte ich nicht Alles thun für diesen Würdigen! lebe denn noch lange, guter Pudel! mache ihm noch viele Freuden, und wenn Lindenberg auch Rosinen niemahls wieder sieht, so erinnere doch ihren Vater seines Freundes, des armen unglücklichen Lindenbergs! Hier fiel eine Thräne aus Lindenbergs Auge — und Pandur schleckte sie von seinen Wangen.

Ich kann nicht mehr, rief Blumeneck hastig auf, und stürzte mit Rosinen ins Zimmer. Laß Dich umarmen, edler Junge! sprach er, laß Dich belohnen für Deine That — da nimm meine Tochter!

Lindenberg war erstaunt, und Rosine sank auf den kranken Pudel. Treues Thier! sagte sie, Du hast mir meinen Vater gerettet, und gibst mir nun den Liebsten der Sterblichen. — Lindenberg, dem man endlich das ganze Räthsel erklärte, konnte sich vor Freuden kaum fassen; sprachlos stand er da, und Seufzer und Thränen waren die Ausdrücke seines Gefühles.

Nach drey Tagen war die Hochzeit, und Blumeneck pries diesen Tag als den glücklichsten seines Lebens.

Lindenberg hatte alle erdenkliche Sorgfalt für seinen Schwiegervater, und alle Liebe für Rosinen. Der Geißhirt ward gut erzogen, und reichlich versorgt, der Pudel wieder gesund, und lebte noch lange Zeit, und nagte noch viele Knochen an Lindenbergs Tisch. Der

Segen der Gottheit war über Lindenbergs Haus, und bestätigte die Wahrheit des Ausspruches der Weisheit:

Der Gerechte nimmt sich auch des Lebens des Viehes an; das Herz des Gottlosen aber ist ohne Erbarmung.

Inhalt

des ersten Theiles.

Seite

Die Gesellschaft. Ein Gedanke als es am Morgen graute 5
Die Gottheit lohnet stets die Tugend 10
Anhang 50
Sokrates und Alcibiades. 51
Hans. Eine Erzählung. 52
Herwing und Lindenholm 86
Karl von Lindenberg. Eine Erzählung . . 111

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl <<von>>,

Schriften

Bd.: 1

Wien 1830

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 211-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341831-5